

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt & Co. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld)



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Anfechtung derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Der 25. Geburtstag der deutschen Kronprinzessin wurde am gestrigen Mittwoch im Marmoralais zu Potsdam in üblicher Weise gefeiert. Der Gratulation der Familie, Kronprinz Wilhelm und die drei Söhne des Paares



sind anwesend, folgt die Gratulationsfeier der zivilen und militärischen Persönlichkeiten. Der Kaiser und die Kaiserin, ebenso Prinzessin Viktoria Luise, befinden sich bekanntlich in Cadixen.

Das preussische Staatsministerium

beriet über staatliche Maßnahmen zur Milderung der Schäden, welche der Entausfall an Kartoffeln, Gemüse und Futterstoffen für die Volksernährung und die Erhaltung des Viehstandes mit sich bringen wird. U. a. wurde beschlossen, auf den Staatseisenbahnen eine 50prozentige Frachtermäßigung für Futtergerste, Mais, frische Kartoffeln und Gemüse einschließlich Bohnen, Erbsen und Linen einzuführen. Beim Bezug der Waren durch gemeinnützige Organisationen und Gemeinden werden besondere Vergünstigungen eintreten. Die Fracht für Düngemittel wird auf die halbe Säge des Spezialtarifs 3 herabgesetzt. Auch für den Transport frischer Seefische tritt eine Frachtermäßigung in Kraft.

In Wiesbaden hat die

Tagung der christlich-sozialen Partei

stattgefunden. Welch ein ganz anderer Geist wehte in Wiesbaden als in Jena! In Wiesbaden ein offenes Bekenntnis zu Kaiser und Reich, ein tapferes Gelöbniß für Vaterland und Volkstum, in Jena widriges Geschimpfe, frecher Spott und Spott über alles, was dem Deutschen heilig sein muß. In Wiesbaden Tapferkeit und Hingebung für den Fall der größten Not, in Jena Landesverrat für den Fall eines Krieges. Aus Berlin kommt die Kunde von dem

Tod des Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg der in einem Sanatorium in Schlachtensee seinem längeren Leiden erlegen ist. Max Liebermann v. Sonnenberg wurde im Jahre 1848 in Weiswasser (Kreis Tüchel) geboren. Er widmete sich anfangs der militärischen Laufbahn und trat im Jahre 1866 in das dritte preussische Garderegiment ein. Er wurde zweimal verwundet, als er an dem Krieg gegen Frankreich teilnahm. In den Jahren 1872 bis 1875 gehörte er zu den Besuchern der Kriegsakademie. Im Jahre 1880 nahm er als Oberleutnant seinen Abschied, um sich der Politik in die Arme zu werfen und fortan in der antisemitischen Bewegung wie im Parlament eine bedeutende Rolle zu spielen. Der Reichstag verlor in ihm einen seiner besten Redner. Anlässlich der sozialdemokratischen Demonstrationen ist eine förmliche

Revolution in Wien

ausgebrochen. In der Vorstadt Döbling mußte die Infanterie wiederholt Salven in das rote Gefindel hinein abfeuern. Zahlreiche Sozialdemokraten wurden schwer verwundet, vier sind tot. Ein Sozialdemokrat erhielt einen Bajonettschlag und verblutete auf dem Pflaster. Die freiwillige Rettungsgesellschaft hatte alle Hände voll zu tun, da es drunter und drüber ging. Auf der Thaliastraße wurden sämtliche Gastlokale demoliert. Gegen das Schulgebäude auf dem Hoffer-Platz richtete sich deshalb die Wut der Menge, weil sie den Namen des jetzigen Bürgermeisters Neumayer trägt. Der ganze Häuserkomplex zwischen Ring, Bellaria und Deutschem Volkstheater, der Schauspiel der Unruhen, bietet ein Bild argster Zerstörung. Geradezu vandalisch hausten die Exzessanten besonders im Café Bellaria und Restaurant Graf, wie sie überhaupt Caféhäuser und Konditoreien mit Vorliebe heimlich suchten. Im Rathauspark rissen sie die Einfriedigungen und Bänke von den Anlagen los und bauten hieraus Barrikaden. Durch Steinhaufen sind allein im Rathaus 483 Fensterheben zertrümmert worden.

Das ruchlose Attentat des Advokaten Bagrow hat nun doch den

Tod des russischen Ministerpräsidenten

Stolypin herbeigeführt; er ist seinen schweren Verletzungen trotz aller Bemühungen der Ärzte erlegen. In Kiew wurden die Verhaftungen fortgesetzt. Bisher wurden ungefähr 150 Personen, meist Bekannte Bagrows, unter ihnen viele Rechtsanwälte, festgenommen.

Die Unruhen in Bilbao

(Spanien) dauern trotz des über die Stadt verhängten Be-

lagerungszustandes weiter fort. Der Militärgouverneur hat eine Verfügung erlassen, in der er die Bevölkerung ersucht, so wenig als möglich die Straßen zu benutzen, da er sonst für ihr Leben keine Verantwortung übernehmen könne. Verschiedene Wäckerläden und Brotwagen wurden von der hungertigen Menge gestürmt und total ausgeplündert. Hierbei kam es zu wiederholten Zusammenstößen mit der Polizei. Auch Truppen wurden hinzugezogen, welche mit blanken Säbeln auf die Menge losgingen. Auf die Brücke Moralla wurde ein Dynamitattentat unternommen, wodurch die Brücke vollständig in die Luft gesprengt wurde.

Die Lage in Persien

wird immer verwickelter. In Teheran verlautet, Salar ed Dauleh habe sich auf die Flucht des ehemaligen Schahs hin in Kermanshah, in dessen nächster Nähe er sich befindet, zum Schah von Persien ausrufen lassen. Wann die Entscheidung zwischen den Truppen Salar ed Daulehs und den Regierungstruppen fallen wird, ist unbestimmt.

Die Lebenshaltung der Minderbemittelten

Ist für das Jahr 1906 von amtlicher Seite an der Hand von 852 Haushaltungsbüchern statistisch festgestellt worden. Neuere Angaben liegen noch nicht vor. Es geht daraus hervor, daß auch damals schon zahlreiche Haushaltungen mit einem Fehlbetrage schlossen, und daß in denen kinderreicher Familien Unterernährung bestand. Das Jahr 1906 war ein Durchschnittsjahr; zeigte dieses schon die erwähnten Erscheinungen, so sind für das jetzige nach der Mihernte die ernstesten Befürchtungen zu hegen, sobald es für die Reichs- und Bundesstaaten die Regierung zurzeit keine dringendere Aufgabe gibt, als die Milderung der Lebensmittelpreise nach Möglichkeit zu mildern. Ueber diese wichtige Frage entnehmen wir den Darlegungen von Dr. Claus in Beckhoffs Umschau das Folgende: Von 4136 ausgegebenen Haushaltungsbüchern konnten nur 852 als richtig geführt der Untersuchung zugrunde gelegt werden. In ihnen waren auch die kleinsten Ausgaben neben den Einnahmen gebucht. Bei einem Durchschnittseinkommen von 1870 Mark entfiel auf Alkohol nur eine Ausgabe von 4,8 und in Beamtenfamilien gar nur 2,5 Proz. Während nach der Verbrauchsstatistik auf den Kopf der Bevölkerung 118 Liter Bier entfallen, verzeichnet die Reichserhebung nur 60,7 Liter. Umso auffällender ist es, daß trotz des geringen Alkoholverbrauchs die Gesamteinnahmen der 852 Haushaltungen mit 1903386 um 35734 Mk. oder 2 Prozent hinter den Gesamtausgaben zurückbleiben. Noch wichtiger ist bei der jetzigen Teuerung der Umstand, daß für Nahrungs- und Genußmittel schon 1906 fast die Hälfte, nämlich 45,5 Prozent der Einnahme daraufging. Bei wachsender Kopfzahl steigen die Nahrungsmittel nicht im Verhältnis. Bei zwei Personen machen sie im Gesamtdurchschnitt 40,6, bei 9 Köpfen nur 50,9 v. S. aus. Kinderreiche Familien müssen sich nicht nur manchen Genuß verlagern, es tritt bei ihnen auch vielfach Unterernährung ein. — Der Anteil der unentbehrlichen Lebensmittel an der verfügbaren Gesamtausgabe wird bis zum nächsten Frühjahr gegen 1906 bedeutend höher sein. Unter-

Vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung.)

Nach ja, diese Schuld! Diese Erinnerung hatte den schwer heimgejudchten jungen Mann wieder zur Besinnung gebracht. Er versprach alles Mögliche, und Welleslye erschien, nachdem er noch ein paar polternde Worte ausgestoßen, besänftigt. Es ging auch folgenden Tages bei der Probe ganz gut, aber des Abends war das Verhängnis hereingebrochen. Als die Brothers Welleslye ihre Fahrräder zur Vorführung ihrer Todesfahrt bestiegen hatten, glaubte Egon zu hören, wie jemand von der Verurteilung der vor dem Schwurgericht Angeklagten sprach. Er wollte sich genauer erkundigen, aber hierzu war es bereits zu spät, und so mußte er das allabendliche Wagnis antreten, ohne Gewißheit zu haben. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn und löste die Schminke auf, seine Hände zitterten, aber zu besinnen gab es nichts mehr.

Mit gewohnter Spannung verfolgte das Publikum die tollkühne Fahrt, jetzt sah man den einen der Fahrer schwanken, ein gellender Schrei, und im nächsten Augenblick hielt die junge Frau Alara, die mit Windeseile die Manege geritt war, den blutigen Kopf des abgestürzten, schwer getroffenen Mannes in ihren Armen.

Das war ein peinlicher Zwischenfall, und so schnell wie möglich wurde der Verunglückte aus dem Zirkus und in einem herbeizitierten Krankenwagen in seine Wohnung gebracht. Um das aufgeregte Publikum zu beschwichtigen, hieß es, der gefallene „Mr. Welleslye“ sei nur leicht verletzt, wahrscheinlich in wenigen Tagen werde er wieder auftreten können.

So hieß es vor dem Publikum! Aber zu der schluchzenden Alara sprach der Arzt ganz anders, er forderte

sie dringend zur Fassung auf, die sie für die allerjüngste Krankenpflege gebrauchen werde. Der Zustand ihres Mannes sei recht ernst!

Die schwer Heimgejudchte hatte alle ihre Kraft zusammen genommen, sie befolgte auf das Genaueste die Vorschriften des Doktors, aber auch ihrem Blick, der so gern die sinkenden Hoffnungen ihres Herzens bestärken wollte, konnte keinem Augenblick verborgen bleiben, daß der Patient immer schwächer wurde. Sie biß sich fast die Lippen wund, um ein lautes Aufschluchzen zu vermeiden. Dazu, zu dem Ende war man nun aus Amerika in die Heimat zurückgekehrt!

Der Kranke begann abgerissene Worte vor sich hin zu murmeln, immer häufiger lehrte der Name Wedensfeld darin wieder. Und ein Mal stieß er ganz vernehmlich hervor: „Sei ruhig, Mama, Du hast für die Ehre der Wedensfelds nicht zu fürchten!“ Und dann verlangte er nach seiner Schwester Mice kümmlich, immer lebhafter, so daß die unglückliche junge Frau sich nicht anders zu helfen wußte, als eine Nachbarin zu bitten, eine Stunde bei dem Kranken zu bleiben, während sie ihr Glück versuchen wollte, nach dem Adreßbuch die Familie Wedensfeld aufzufinden.

„Wenn wir ihn nur noch lebend antreffen!“ Damit hatte sie ihre in abgerissene Sätze gekleidete Erzählung, die wir hier zusammenhängend wiedergegeben, geschlossen.

Mice hatte aufmerksam zugehört, und als Alara Herz während ihrer Mitteilung mit dem Geständnis herauskam, daß sie Egon's Frau sei, hatte die neue Schwägerin ihr herzlich die Hand gedrückt.

Die junge Dame war wenig geneigt, einem Fremden sofort zu vertrauen, ihr verschlossenes, zurückhaltendes Wesen hatte schon öfter einen Tadelausbruch der Mutter veranlaßt, aber wie sie neulich Dr. Haller einen pollen

blick in ihr Inneres hatte tun lassen, so riß sie jetzt die Teilnahme für das blutarme junge Wesen fort. Welche Vergangenheit auch über diese noch so mädchenhaft erscheinende Stirn hingebraust sein mochte, dieser innige Blick aus den braunen Augen war keine Lüge. Und über allen etwaigen Bedenken stand das Verdienst, daß dieses junge Weib es gewesen war, welches drüben in Nordamerika den Erben des Wedensfeld'schen Namens behütet hatte, von Stufe zu Stufe zu sinken.

Mice sprach der neugewonnenen Schwägerin Trost zu, während sie doch kaum die eigene Aufregung bemeistern konnte. Ihr schwärmte, es würde außer dem Wiedersehen des Bruders war ein so seltsames, so ganz unbegreifliches gewesen...

Und so war man da... Die Wohnung der Walters bestand aus zwei kleinen Stuben, in deren einer der Tottank lag, und einer Küche. Es war ärmlich alles eingerichtet, aber von Frau Alara's junger Hausfrau wurde zeugte die überall herrschende Sauberkeit, die man bei einer früheren Zirkusfünftlerin kaum gesucht hätte.

Auf ein leises Pochen öffnete die Nachbarin, welche die Krankenwache übernommen hatte, die Tür: „Gut, daß Sie wieder da sind! Er war so aufgereggt, daß er aus dem Bett springen wollte“, sagte die Frau, „blos daß er zu schwach dazu war. Raum konnte ich ihm eben neue Umschläge auf den Kopf legen. Seitdem ist er ruhiger geworden.“

Dann traten Mice und Alara ein. Die Letztere faßte die rechte Hand ihres jungen, dem Tode anscheinend verfallenen Gatten in ihre fast durchsichtigen Hände, Mice setzte sich ihrem Bruder so gegenüber, daß der erste Blick des Erwachenden auf sie fallen mußte.

So warteten sie in wehmütigen Gedanken fast eine

ernährung, Beschränkung in den sonst unbedingt nötigen Lebensbedürfnissen, besonders in dem ohnehin in den Großstädten im argen liegenden Kleinwohnungsweisen oder Verdrängung weiter Kreise der kleinen Leute dürfte die Folge sein, wenn nicht sofort von allen Seiten mit allen Mitteln eingegriffen wird.

Friedrich der Große im Lager von Bunzelwitz.

Der 9. September brachte uns die 150. Wiederkehr eines Tages, an dem Friedrich der Große in der kritischsten Zeit des siebenjährigen Krieges aus einer schwierigen Situation befreit wurde: In der Nacht dieses 9. September verließen die Russen ihre Stellung, die sie zusammen mit den Oesterreichern unter Laudon dem bei Bunzelwitz verhaszten Friedrich gegenüber inne gehabt hatten. Am Morgen des 19. August 1761 war die von dem Preußenkönig so sehr gefürchtete, von den verbündeten Heeren so manches Jahr vergeblich erstrebte Vereinigung von Russen und Oesterreichern endlich wirklich vollzogen. Die Russen unter dem Feldmarschall Buturlin, über 60.000 Mann stark, und die Oesterreicher unter Laudon, gegen 72.000 Mann stark, standen nun Friedrich gegenüber, der nur etwa 50.000 Mann ihnen entgegenstellen konnte. Für den König kam es in dieser höchst gefährlichen Lage vor allem darauf an, die Verbindung mit Schweidnitz und seinen dort aufgespeicherten Vorratschätzen aufrecht zu erhalten. Er bezog daher ein festes Lager bei Bunzelwitz, in einem sehr günstigen Terrain, wo er schon einmal nach der Schlacht bei Miesitz seine Stellung genommen hatte. Er mußte mit Bestimmtheit darauf rechnen, angegriffen zu werden; denn wie hätte der Gegner diese vielleicht nie wiederkehrende günstige Gelegenheit unbenutzt lassen können? Wäre er dem Feind in offener Schlacht entgegengetreten, wie es sonst seine Art war, dann mußte er einen sicheren Untergang voraussehen. Er griff daher zu einer in seiner Kriegsführung außerordentlichen Maßregel und ließ durch eifrig betriebene Schanzarbeiten das an sich starke Lager schnell in eine Art Festung mit breiten, von Batterien gesicherten Gräben, mit Bastionen, Bastionen, Minen und mit dem Wartenberg als Zitadelle verwandeln. Bewunderungswürdig war es, wie diese gewaltige und höchst mannigfache Arbeit, in der die Soldaten Friedrichs nur wenig erfahren waren, in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen und Nächten ausgeführt wurde. Die Hälfte der Armee arbeitete immer und die andere ruhte. In einer poetischen Beschreibung des Lagers, der die eigenartige Mischung von antikem Heldengeist und präziser Kolossalposse einen feinen künstlerischen Duft verleiht, schildert der König dem Marquis d'Argens dieses Bunzelwitzer Lager: „Ein Berg, von Schanzen rings umfaßt, — Ward unter prunkender Palast. — Wo unter hohem Himmelzelt — Ein Bündel Stroh vom nahen Feld — Auf nacktem Boden ausgestreut — Gar sanftes Bett dem Leibe deut.“ — Friedrich erzählt dann weiter, wie die Wachsamkeit jeden Abend von den Augenlidern, die schon bereits im Sinken waren, des Schlafes Schlummerhörner weagte und Mars, der „nach seiner Art nichts aus Rast und Schnupfen macht“, die Grenadiere in Reih und Glied trieb. Der König war wirklich während der ganzen drei Wochen jede Stunde zum Kampfe bereit. Bei Tag durften die Truppen in ihren Zelten rasten, da man im Licht alle Bewegungen der Feinde wahrnehmen konnte; aber sobald es dunkel war, wurden die Zelte abgebrochen, die ganze Bagage der Armee unter den Schutz der Kanonen zurückgeführt, und die Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen in Schlachtförderung an. Der König war dann bei der Hauptbatterie in der großen Schanze auf dem Wartenberg bei Jauernitz und beobachtete unter freiem Himmel, auf seinem Schlachtfeld ausgebreitet, die Haltung des Feindes. So sah er jeden Morgen früh, wie er es in seinem Gedächtnis ausdrückt, Muroren an ihrem Paktisch beschäftigt, den bleichen Teint durch Rot zu beleben und sich mit Diamanten und Rubinen schmücken, „so wie die Mode es befiehlt, die von Paris nach Deutschland kommt.“ Des nachts erfreut er sich an dem bleichen Sternentanz. Seine Soldaten aber hatten für solche Schaulustspiele keinen Sinn, sondern sie litten schwer unter der furchtbaren Hitze dieses Herbstes, unter dem immer dringender werdenden Bedürfnis nach Schlaf, das sie nicht befriedigen durften. Krankheiten brachen aus, und das Mibvergnügen wuchs immer mehr. Die Feinde hielten in einem Halbmond das Lager umzingelt und wagten nicht, anzugreifen. Buturlin, der den Oberbefehl über beide Heere übernommen hatte, lag mit Laudon in beständigen Streitigkeiten und Eifersüchteleien. Der österreichische Feldherr wollte durchaus den Angriff, aber der Russe ärgerte, weil er dem anderen den Triumph nicht gönnen wollte. Am 3. September hatte Laudon bereits in den Frühstunden der Nacht den Befehl zum Ueberfall gegeben, aber um Mitternacht wurden die bereitstehenden Truppen wieder zurückgezogen, weil die Russen ihre Unterstützung versagten. Die Not, die sich im preussischen Lager bemerkbar

viertel Stunde. Die Sonnenstrahlen kamen jetzt ins bescheidene Zimmer geschlichen und umspielten Egons bleiches, fast totenähnliches Antlitz.

Jetzt regte er sich. Langsam öffneten sich die tief in den Höhlen liegenden Augen, als wenn es ihm Schmerz bereite; jetzt fiel sein Blick auf die Schwester, ein schwarzer Glanz der Freude huschte über seine Züge.

„Alice!“ flüsterte er, wollte sich emporheben, sank aber in seiner Schwäche sofort wieder zurück.

Die beiden sprachen ihm zu, sich nicht anzustrengen, und er lag wieder regungslos, aber dann gelang es ihm doch, sich ein wenig aufzurichten. Alara stützte ihn in den Rücken.

„Mein Kopf brennt, mein Herz friert“, flüsterte er leise mit merklichen Pausen, „ich fühle, es geht zu Ende. Aber vorher muß ich es sagen. Doch nein zuerst...“

Eine neue Schwäche schloß ihm die Lippen, aber er hatte noch so viel Kraft, die Hand seiner Frau, die ihren Tränen nicht mehr wehren konnte, zu ergreifen und sie in die Rechte seiner Schwester zu legen. Glehend hing seine Blicke an Alice's Mund. Sie verstand ihn.

„Sei ruhig, mein lieber Junge. Deine Frau soll an mir eine Schwester haben.“ Sie drückte die Weinende herzlich an sich.

Egon wollte die Hand Alice's an seine Lippen ziehen, aber er mußte sie sinken lassen, er war zu schwach. So lag er regungslos da...

Aber dann mit einem Male wurde sein Gesicht aschfahl, der Atem ging in ein stoßweises Röcheln über. Alice hatte ihren Vater sterben sehen, ein einziger Blick sagte ihr jetzt genug. Auch die junge Frau merkte nun, wie es stand, sie wollte sich schluchzend über den Geliebten werfen, aber die Schwägerin hielt sie zurück.

„Quäle ihn nicht mit Deinem Schmerz!“ hauchte sie. Nochmals überwand der Kranke den Anfall. „Eins muß ich noch sagen“, stammelte er, „eins von damals...“

machte, trat bei den Feinden noch viel stärker auf. Während es Friedrich nur an Fleisch und Gemüse fehlte, Brot und Fourage in Schweißnützlich reichlich vorhanden waren, litten die Gegner an allem den bittersten Mangel. Die unerträgliche Spannung in Erwartung des Angriffs, die auf der preussischen Armee lastete, wurde endlich am 9. September gelöst. Die österreichischen Vorposten riefen den preussischen zu, daß die Russen abmarschieren würden, und wirklich erfolgte zu Beginn der Nacht der Abmarsch. Ein großer Jubel brach daraufhin im Lager Friedrichs los; man frohloste, als hätte man einen Sieg errödet. Und diese ausgelassene Stimmung lebt auch in dem Gedicht des Königs, der schildert, wie in einem kurzen Augenblick „der Bataillone dicker Dampf“ sich verzogen habe, wie sich die russischen Barbaren wieder in ihren Höhlen bei den wilden Tieren vertrieben, und er auf einmal — keine Feinde mehr sah: „Da dent ich an den Berg bei Lasontaine. — Der heulte fürchterlich, o Graus! — Und schrie gar laut in seinen Weh n; — Zuletzt gebat er — eine Maus.“

|| Eine merkwürdige Tatsache

ist, so schreibt der Gaulois, daß die meisten Herrscher Europas von verhältnismäßig kleiner Statur sind, während die Königinnen hoch und schlank gewachsen sind. Neben der Kaiserin von Rußland steht der Zar, wenn beide stehen, klein aus, der Kaiser ist nicht so groß wie die Kaiserin. Der König von Italien steht der Königin Elena kaum bis zur Schulter. Alfons 13. muß den Kopf in die Höhe heben, wenn er die Königin ansieht, und König Friedrich von Dänemark muß ebenfalls zu seiner Frau wie zu einer Riesin hinaufblicken. Auch die Königin Amelie von Portugal ist einige Zentimeter größer, als König Carlos war. Sogar König Eduard bildet in dieser Hinsicht unter den Fürsten Europas keine Ausnahme, denn er war 6 Zoll kleiner als seine Gemahlin, die schlante, hochgewachsene Königin Alexandra.

*) Am Feuerstrom des Aetna.

Mit grausam zäher Unaufhaltsamkeit setzt sich das Trauerpiel am Aetna fort. Der ganze Bergeseg ist ein einziges furchtbares Inferno, Flammen züngeln, schwarze und grell beleuchtete düstere Rauchwolken wirbeln in den Höhen und unaufhörlich geht der Widerhall des Donnern, Schrens und Braulens über die Tiefen hin, wo das unglückliche Volk in harter Kälte auf den Knien liegt und geduldig auf den Augenblick wartet, wo der Feuerstrom seinem Heim und seinem Eigentum ein trauriges Grab bereitet. Die Bewegung des Lavastromes bleibt sich gleich. Von Minute zu Minute wälzt sich der breite, glühende, mörderische Fluß um einen Meter vorwärts, eine phantastische, erbarmungslose Schlange, die ihrer Beute sicher ist und nicht zu eilen braucht. Schon hat der Strom die den Aetna umtreibende Eisenbahn erreicht. Deutlich heben sich die glühenden und zischenden Umrisse des vorwärtsstreichenden Lavastreifens von der Umgebung ab: man sieht, daß die rollende, heiße Steinmaße, die in ihrer Breite mehr als einen halben Kilometer mißt, 15-16 Meter hochgetürmt vorwärts zieht. Die vulkanische Erregung des Aetna scheint nicht nachzulassen; noch immer wirbeln glühende Steine durch die Lüfte und verbreitern den Feuerstrom, ein unausgelehtes Krachen und Zischen, wie von Rasteten und plätschernden Gefässen erfüllt die Lüfte, ein bitterer Schwefelgeruch liegt über dem Lande und dabei künden ein dumpfes, unterirdisches Rollen davon, daß die zornigen Elemente in den Tiefen des Erdbereichs ihre Wut noch nicht befriedigt haben. Ein Mitarbeiter des Corriere della Sera gibt eine farbenreiche Schilderung dieses grandiosen Schaulusts der Verwüstung. Es ist unerträglich heiß, mühsam ringt man nach Atem. Etwa tausend Meter hin ist hinaufgeklommen; hier ist die Stelle, von der man deutlich beobachten kann, wie das zerstörerische Element seinen Zug fortsetzt, den keine menschliche Macht aufhalten kann. Ich kletterte auf eine kleine Erhöhung; da hinter mir in den Tiefen liegt die fruchtbare, blühende Gegend, und im Sonnenlichte flimmert in der Ferne das silberne Band des Atlantikflusses. Vor mir aber bahnt sich die mächtige Masse der schwarzlich glühenden Lava ihren Weg und erstreckt alles, was sie erreichen kann. Das Terrain ermöglicht es, den Weg des Unheils genau zu überblicken, ja, man kann es berechnen, zu welcher Stunde dieser üppig prangende Weinberg, jener friedlich daliegende Hof vom Erdboden verschwunden sein wird. Es ist dabei nur ein schwacher Trost, daß Dörfer und größere Siedlungen nicht unmittelbar bedroht sind. Wie immer in den Bergen, hat man die Talhöhlen auch hier als Wege benutzt, und inmitten sorgsam bebauter Felder gründer Gärten und weit sich hinziehender Weinberge liegen hier friedlich die kleinen Häuser der Bauern. Aber schon ist der Lavastrom auf dem Wege zu ihnen, ein paar Stunden noch, dann wird von diesem blühenden, reichen Lande nichts mehr übrig sein, als ein wüstes,

breites Meer ausgebrannten Gesteins. In den Weinbergen laichen die Hüte und Uniformen der Carabinieri auf, die sich noch bemühen, die reisende Frucht vor dem Verderb zu bewahren. So hängen die gerade in diesem Jahre bisher prächtig gediehenen Trauben, die oft die Größe eines Menschenkopfes erreichen, noch ungekostet im Rebstock. Die Besitzer dieser Weinberge aber sind verarmt. Es fehlt ihnen der Mut, um die langsame Zerstörung dieser herrlichen Früchte mit anzusehen, die Vernichtung der Ernte, die ihnen den Ruin bringt, und Tausende starrer Hoffnungen in nader Verzweiflung wandelt. Seit Jahren war der Wein nicht so glänzlich gediehen wie jetzt, der prächtige Stand der Reben ließ die Bauern alle Angebote niedriger Zwischenhändler ablehnen: in diesem Jahre wollten alle ihre Ernte selbst einbringen und wenn möglich, selbst ihren Wein ferkeln. Ich treffe eine arme Bauernfamilie, die wortlos und leise weinend am Wege steht. Noch glänzend leuchten die Trauben in ihren Feldern und Gärten; doch nur eine kurze Weile noch, und alles ist dahin. Ihr kleines Gut liegt gerade auf dem Wege des nahenden Lavastromes und fassungslos starren die Unglücklichen auf ihr letztes Eigentum, das ihnen morgen entrisen sein wird. Weiter unten stehen vor zwei kleinen Häusern drei Bauernfamilien: die Frauen starren stumpf und wie gebannt auf ihre Weinberge, die wie alle anderen morgen verschwinden werden. Die Familie wird übermorgen betteln gehen müssen. „Mein Mann hatte nicht das Herz, hier zu bleiben, das mit Unglück mit anzusehen. Er hing so an seinem Weinberg. Erst vor einigen Tagen lehnte er ein Kaufangebot von 3000 Lire ab. Und nun ist alles verloren.“ In einer anderen Pflanzung reifen vier Frauen die noch laueren, nicht ausgereiften Trauben von den Stöcken und schleppen sie in Körben davon. „Sie sind herb“, erklärt mir die eine, „wir werden Essig daraus machen.“ Überall die gleichen Bilder derselben kranken Verzweiflung. Weiter drinnen auf den Wegen finden sich im langen Zuge kleine Karren, Esel und Maultiere; Tiere und Gefährte sind mit kümmerlichem Hausrat beladen, wie eine Prozession des Elends und der Armut entzünden sie in der Ferne. Nun bewegt sich dort drüben dicht am Lavastrome eine kleine Gruppe von Menschen auf das Feuer zu. Es ist der Bischof von Acreale, Monsignore Arista, der, gefolgt von einigen Geistlichen, herbeigeeilt ist, um die trostlose Bevölkerung zu ermunten und der nun geweihtes Wasser auf die Lava streuen will, um ihr Halt zu gebieten. In der Ferne, in Castiglione, ist der Marktplatz schwarz von Menschen. Mit dem Glase erkennt man inmitten der Schar die aus den Kirchen gestohlenen Statuenbilder der heiligen Maria Catena und des Erbsers, um die dumm murmelnd auf den Knien Hunderte von verzweifelter Menschen liegen und trüben, um Rettung und Hilfe vom Himmel zu erlösen, wo Menschenmacht verlagen muß.

Eine herrliche Idee,

um aller Not auf Erden ein Ende zu bereiten,

hat ein Bewohner des „Landes der unbegrenzten Möglichkeiten“ herausgestellt. Befragter Amerikaner mit dem nicht ungewöhnlichen Namen Walter Smith befragt in einer amerikanischen Zeitschrift mit dem Ausdruck gezeigten Erntes, daß alle Staaten alsobald jedem Menschen, der nicht mit Glücksgütern begünstigt ist, 10.000 Mark in Papiergeld auszahlen müßten. Das Papiergeld sei leicht und billig herzustellen, und 10.000 Mark würden genügen, daß jeder seine Schulden bezahlen und noch etwas übrig behalten kann. Auf diese Weise würden enorme Beträge für Armenpflege, für Projekte usw. gespart, es zöge überall Wohlstand ein, die jetzige Teuerung würde gemindert „noch tun“, die Industrie würde infolge des gesteigerten Konsums einen ungeheuerlichen Aufschwung nehmen, dito der Handel, demzufolge wieder würden arbeitslose Leute ganz verschwinden, ebenso natürlich die bösen, verbrecherischen Menschen, denn auch diese bekämen ja die 10.000 Mk.: die Steuerkraft des Landes würde enorm steigen. Dadurch könnten dann die Staatsschulden äußerst schnell getilgt werden usw. Nebenbei verlangt der Mann den staatlichen Lebensversicherungswang, jedoch für jeden auch im Alter gelogt sei. An der Durchführbarkeit seiner Idee zweifelt er für jedes ausgegebene Papiergeld eine Deduktion in Gold vorhanden. — Die Idee ist gar nicht übel. Hoffentlich hat man maßgebenden Orts ein Einsehen.

Spruch.

Dort in jenen düstern Fernen
Wartet seine blinde Nacht,
Ueber Sonnen, über Sternen
Ist ein Vateraug', das wacht.

Alice lauschte gespannt trotz des heftigen Trennungsweges, das sie empfand.

Was ihm das Scheiden erschwerte, hatte er mit ins Grab genommen.

„Mama soll, sie muß...“ Wirre, unverständlich gemurmelte Worte folgten. Dann ein schwerer Seufzer.

... Egon Wedensfeld war tot!

Seine Schwester drückte dem dahin Geschiedenen, dem das Leben so viel versprochen, dem es so wenig gehalten hatte, die Augen zu.

Ein Monat war vergangen.

In der Villa des Geheimen Kommerzienrates Weener hatte ein glänzendes Kostümfest stattgefunden, auf dem die schöne Tochter des Hauses den größten Triumph ihres jungen Lebens gefeiert hatte. Durch irgend einen Zufall war ihr ein Bild der schönen Lombardin Adelheid, der zweiten Gemahlin Kaiser Otto's des Großen, von der dieser bedeutende Charakter vollständig beeinflusst und umgarnt worden war, unter die Hände gekommen. Die schlante, geschmeidige Schönheit mit dem stolzen, geistigen Ueberlegenheit sprühenden Antlitz, an dem die harten Schicksale ihrer Verfolgung durch Markgraf Berengar ohne irgend welche Spuren vorübergegangen waren, hatte sie mächtig gefesselt, sie war so dadurch angezogen, daß sie sich in dem Kostüm dieser Zeit, des zehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt, malen lassen wollte. Ein prunkvolles Kostüm nach Byzantiner Vorbild war von dem bekannten Kostümmier eines großen Theaters gezeichnet worden, und als es fertiggestellt war, Erna Weener es angelegt hatte, war die Idee eines Maskenfestes von selbst gekommen, zu welcher der Geheimrat und seine Gemahlin bereitwillig ihre Zustimmung gegeben hatten. Die Geheimrätin hoffte, bei dieser Gelegenheit dann endlich sich die Verlobung ihrer Tochter mit dem Husaren-Leutnant von Schwarzhausen vollziehen zu sehen, und der Geheim-

rat war schon aus Stolz auf seine Tochter bereit, ihren Wünschen zu entsprechen.

Die junge Dame, die in den verflochtenen Wochen recht launisch gewesen war, fühlte sich zum ersten Male wieder befriedigt. Sie hatte eine Unterhaltung, die sie beschäftigte, die sie die schwere Vernachlässigung von Seiten Dr. Lothar Hallers, wie sie es nannte, etwas vergessen ließ. Ja, es war so, und auch der Geheimrat empfand es mit gemäßigten Empfindungen, das frühere, fast intime Verhältnis Lothar's zu seinem Hause und seiner Familie war ein anderes geworden. An jenem Sonntage, an welchem er in der Villa des Geheimrates zu erscheinen versprochen hatte, nachdem er Tags zuvor Frau Gertha Brandt besucht haben würde, war er pünktlich gekommen, aber schon so ernst, daß seine frühere interessante Unterhaltung fast versiegt zu sein schien.

Erna hatte noch Verschiedenes über den Prozeß gegen die Witwe Gregor Brandt's und ihre Angehörigen fragen wollen, aber Dr. Haller hatte bald gebeten, die Angelegenheit, die ihn in hohem Maße bewegt habe, ruhen zu lassen. Er hatte mitgeteilt, daß die schwer heimgesuchte Frau Brandt sich langsam zu erholen hoffe, daß ihre jüngere Schwester, die ihr während der Prozeß-Tage so treu zur Seite gestanden habe, zu ihr übersiedeln werde, und daß er allerdings an dem Schicksal dieser so lange unschuldig verhafteten Frau aufrichtigen Anteil nehme.

Erna war bei diesen Worten, deren Klang noch mehr besagte, wie der tatsächliche Inhalt, das Blut heiß zur Stirn gestiegen, und fast wider ihren Willen hatte sie die Worte herausgelassen: „Unschuldig? Ja, die Geschworenen haben auf Unschuldig erkannt, aber erwiesen ist die Schuldlosigkeit doch nicht!“

Lothar hatte die Erregte erstaunt gemustert, dann hatte er, ohne den Ton seiner Stimme zu ändern, betont, daß es „Wahrpruch der Geschworenen“ heiße, nicht Urteil, dies Wort aber schon sage, worauf es ankomme.

Sa
Im J
Preußens 41
den Tod von
im Gefolge
amtsbezirk
liche Verun
vier Explosi
Bezirke sind
elf Explosio
amtsbezirk
amen dab
und vier Le
ten 45 betru
auf 21 Gru
leicht verleh
glückten ist
hen Explosio
10 insolge
folge unvor
zu großer M
ohne Explos
Bezirk Dor
Folgen
vonz Sachse
erzählt ein L
Der Zu
8 Uhr vorm

Die am C
stationen ha
Jahren nicht
in der österr
gen Sonntag
sind nicht un
Berammung
sollte verlief
schweren Aus
höhen mit de
Menge war r
nicht nicht ber
aber gegenüber
Kavallerie rec

Erna fo
anderen Ding
tionen, welch
ruhig, daß e
triebsleistung
men sei. De
jungen Freu
mußte sich do
haltung, die
Das Ko
sajenen, ein
ungen des J
Häuses eine
machte der G
willig auf da
ein, aber es
Als ob der j
einem Male
Dr. Hartwig
lagte verteid
Haller jenem
ben. Der Ge
Angelegenheit
vertreter habe
Dame verban
und Dr. Har
teil aus.
„Herr D
rend der Sch
persönliche A
spruch genom
Um Erna
jener hinaus
was es sich h
„Wollen
begleiten? Na
„Aber ge
diensteifrige

Schlagwetterexplosionen.

Im Jahre 1910 haben sich auf den Bergwerken Preußens 41 Schlagwetterexplosionen ereignet; elf führten den Tod von Menschen herbei, 29 hatten nur Verletzungen im Gefolge, eine verlief ohne Unfall. Auf den Oberbergamtsbezirk Dortmund entfielen 11 mit, 26 ohne tödliche Verunglückung, auf den Oberbergamtsbezirk Bonn vier Explosionen ohne tödliche Verunglückung; die übrigen Bezirke sind von Explosionen verschont worden. Von den elf Explosionen mit tödlichen Unglücksfällen im Oberbergamtsbezirk Dortmund wurden zehn Gruben betroffen; es kamen dabei 33 Personen um, außerdem wurden acht schwer und vier leicht verletzt, so daß die Zahl der Verunglückten 45 betrug. Die 26 übrigen Explosionen ereigneten sich auf 21 Gruben, es wurden dabei 7 Personen schwer, 28 leicht verletzt. Bei den Arbeiten zur Rettung der Verunglückten ist ein tödlicher Unfall vorgekommen. Die meisten Explosionen (18) ereigneten sich bei der Schieferarbeit, 10 infolge Schadhastigkeit der Sicherheitslampe, 7 infolge unvorsichtiger Behandlung der Lampe, eine infolge zu großer Wettergeschwindigkeit. In schlagenden Wettern ohne Explosion sind zwei Personen erstickt, davon eine im Bezirk Dortmund, die andere im Bezirk Clausthal.

Immer gemütlich.

Folgendes Sekundärbahngeheimnis aus der Provinz Sachsen, welches sich dieser Tage zugetragen hat, erzählt ein Leser:

Der Zug der Kleinbahn Schönhäusen-Sandau ist um 8 Uhr vormittags in Schönhäusen fällig. Die wenigen

Reisenden sitzen erwartungsvoll im Zuge. Doch die Abfahrt verzögert sich sehr. Einer der Reisenden fragt das Zugpersonal läßt sich nicht blicken. Der Reisende steigt aus, bekommt zur Antwort: „Wir erwarten noch zwei Kälber von der Staatsbahn“. Endlich kommen auch die Kälber, von den Reisenden mit Freuden begrüßt und werden verstaubt. Dann setzt sich das Zug in Bewegung.

Auf der Station Hohengöhren wird rangiert. Dann geht es mit Vollampf weiter bis zur nächsten Haltestelle Neuemark. Hier wieder unheimlich langer Aufenthalt. Der Reisende sieht zum Fenster hinaus. Das Zugpersonal läßt sich nicht blicken. Der Reisende steigt aus, läuft am Zug entlang zur Maschine. Gemeinsam mit dem Lokomotivführer wird weiter gesucht. Das Zugpersonal bleibt verschwunden und ist anscheinend auf Station Hohengöhren vergessen worden. Das Bahngleis fährt zurück. Minuten auf der Straße kommen die beiden vergessenen Beamten leuchtend angelaufen. Sie werden aufgenommen und stolz fährt der Zug nunmehr Sandau entgegen.

Merlei.

Der Herbst im Volksmunde. Der astronomische Herbst beginnt am 23. September, der meteorologische Herbst aber schon am 1. September, und er währt dann auch nur bis Ende November. Der Volksmund hält es mit dem meteorologischen Herbst, und gerade dieses Jahr ist das umso berechtigter, denn schon seit Wochen sieht in Garten, Wald und Flur zufolge der furchtbaren Dürre ganz herbstlich aus; das gelbe Laub liegt schon massenweise auf der Erde, und gar mancher Baum ist schon völlig entblättert. Geht es so, so ist nach uralter Regel ein schöner Herbst und Winter zu erwarten. Der Landmann richtet sich nach dem 1. September, dem Aegidiusstag: wie Aegidius sich verhält,



Zu den Teuerungskrawallen in Wien.

Die am Sonntag in Wien stattgefundenen Straßendemonstrationen haben einen Umfang angenommen, wie sie seit Jahren nicht beobachtet wurden. Die Befürchtungen, die man in der österreichischen Hauptstadt angeht, daß für den gestrigen Sonntag angelegte Teuerungsdemonstrationen geplant waren, sind nicht unbegründet gewesen. Wenn auch die eigentliche Versammlung vor dem Rathaus ohne erhebliche Zwischenfälle verlief, so ist es doch bei dem Abzug der Massen zu schweren Ausbrechungen gekommen sowie heftigen Zusammenstößen mit der Polizei und dem Militär. Doch die erregte Menge war nicht zu halten, und schlug los. Da die Menge nicht beruhigen wollte, schritt die Polizei ein. Sie war aber gegenüber den vielen Tausenden machtlos, und es wurde Kavallerie requiriert. Husaren, Dragoner und Mannen kamen

herbeigeprengt, und begannen die Menge zurückzudrängen. Nun wurden hinter dem Rathaus Bänke, aus dem Erdboden gerissen und Barrikaden errichtet, hinter welchen die Demonstranten auf das Militär Steine, Biergläser, Weinflaschen usw. schleuderten. Aus einem Gasthause wurden Bierfässer geholt und den Pferden vor die Füße geworfen, damit sie stürzen sollten. Nun führte die Kavallerie einen energischen Angriff durch und setzte mit den Pferden über die Barrikaden. Es kam zu einem heftigen Zusammenstoß, wo etwa 30 Personen verwundet, viele verhaftet wurden. Die Infanterie kam nun im Laufschrift heran, säuberte die Straßen und stellte die Ruhe wieder her. Die Zahlen der Getöteten und Verwunden sind noch nicht genau festgestellt.

Erna konnte sich nicht verhehlen, daß sein Sinn mit anderen Dingen, als mit ihr beschäftigt sei. Auf Andeutungen, welche sie vorsichtig wagte, antwortete Lothar ruhig, daß er durch geschäftliche Tätigkeit und die Betriebsleitung jetzt über die Maßen in Anspruch genommen sei. Der Geheimrat konnte diese Erklärung seines jungen Freundes und Kollegen nur bestätigen, aber er mußte sich doch sagen, Lothar habe seine frühere bestimmte Haltung, die eintrügliche ruhige Heiterkeit verloren.

Das Kostümfest war gekommen, Lothar war erschienen, ein schlachter Domino mußte für ihn die Bedingungen des Festes erfüllen, er sagte auch der Tochter des Hauses eine Höflichkeit für ihre wundervolle Erscheinung, machte der Geheimrätin seine Aufwartung, ging bereitwillig auf das Unterhaltungsbedürfnis des Geheimrates ein, aber es war auch heute wieder nicht so, wie früher. Als ob der starke, sonst stets in sich gefestigte Mann mit einem Male sich unfrei fühlte. Auch der Rechtsanwalt Dr. Hartwig, welcher im Prozeß Brandt die Angeklagte verteidigt hatte, war zugegen, aber als Erna Dr. Haller jenem vorstellen wollte, war Lothar verschwunden. Der Geheimrat sagte seiner Tochter, eine dringende Angelegenheit sei aus der Fabrik mitgeteilt, sein Stellvertreter habe sich eilig dorthin begeben müssen. Die junge Dame verabschiedete sich aber doch nur mühsam ihren Mähnen, und Dr. Hartwig, der dies bemerkte, mußte seinen Vortritt aus.

„Herr Dr. Haller sieht ernster aus, als selbst während der Schwurgerichts-Verhandlung. Er scheint durch persönliche Angelegenheiten jetzt ganz besonders in Anspruch genommen zu sein!“

Um Erna's Mund zuckte es. Sie merkte, worauf jener hinauswollte, aber sie unterdrückte die Frage, um was es sich handelte.

„Wollen Sie mich morgen nachmittag zur Eisbahn begleiten? Natürlich, wenn Sie sonst nicht behindert sind!“ „Aber gern, die höchste Ehre für mich!“ war seine beifällige Antwort. Erna hatte auf diesem Fest lei-

denchaftlich, wie kaum zuvor, getanzt. Und der Frau Kommerzrätin war es eine Genugtuung, daß der begünstigte Tänzer der Leutnant von Schwarzhäusern gewesen.

Nächsten Tages, nach ihrer Heimkehr von dem Eisvergnügen, hatte Erna eine lange Unterredung mit ihrem Vater. Der Geheimrat hatte ihren Eröffnungen gegenüber sich erst ziemlich ablehnend verhalten, dann aber hatte er sich der Richtigkeit der Ausführungen seiner Tochter nicht entziehen können. Und zum Schluß sagte er sich selbst, daß Klarheit darüber werden müsse, in welcher Weise Dr. Lothar Haller seine Zukunft zu gestalten gedachte.

Für das Ansehen des von ihm mitgeleiteten großen Unternehmens war das in keinem Fall gleichgültig.

In Erna's Brust stritten sich widerstrebende Gefühle: Sie fühlte, daß ihre frühere Zuneigung zu dem jungen Kollegen ihres Vaters zu schwinden drohe, sie erkannte, daß sie nicht gleichgültig bleiben könne, daß ein Gefühl der Feindseligkeit, beinahe des Hasses von ihrem Wesen Besitz zu nehmen beginne.

Während des frohen Eislaufes hatte sie eine Beobachtung gemacht, die ihr unzweifelhaft bewies, daß Lothar sich durch jene Alice Wedensfeld gefesselt fühlte. Hatte doch — diese Person — Erna's Lippen zuckten, als sie dies Wort in Gedanken aussprach, den Sensationsprozeß gegen ihre Schwester benützte, um sich interessant zu machen! Die sonst so fühlende, so modern fühlende Tochter des Geheimrates war verändert, eine Wildheit der Empfindung war in ihr aufgetaucht, die sie alles für möglich halten ließ.

Ja sogar — sie zauderte nur einen Moment, es zu denken, daß Lothar von dieser „Schlange“ beeinflusst sei, ihre Schwester freizupredigen. Erna vergaß völlig, zu welchen Anschauungen sie selbst in der Schwurgerichtsverhandlung gekommen war; jetzt, wo sie ihn Arm in Arm mit einer tief verschleierte Dame gesehen, über deren Persönlichkeit sie ihr Argwohn natürlich nicht einen Au-

st der ganze Herbst befeuchtet. Und vom Herbst schlief man dann weiter: ist der Herbst warm, hell und klar, so ist zu hoffen ein fruchtbar Jahr. Sinegen „viel Nebel im Herbst deuten auf einen langen Nachwinter“. Und wenn der Erzengel Michael sich die Flügel badet (d. h. wenn es am Michaelstage regnet), so regnet es bis zu Weihnachten. Allen Ansehne nach steht uns dies Jahr ein schöner Herbst bevor.

„Er macht nur Spaß“. Durch ein schreckliches Mißverständnis hat ein junger Deutscher namens Salte aus Berlin, der in England weilte, um seine Braut zu besuchen, sein Leben verloren. Er war mit ihr nach Torquay gereist und dort badete er in der See, während seine Braut am Strande spazieren ging. Plötzlich hörte man den jungen Mann im Wasser um Hilfe rufen. Ein Mann eilte herbei und fragte die junge Dame, ob er Hilfe leisten könnte, aber diese antwortete, ihr Bräutigam, der ein ausgezeichneter Schwimmer sei, mache nur Spaß, und der Mann kehrte darauf zu seiner Arbeit zurück. Nach wenigen Minuten verschwand Salte in den Wellen. Später wurde seine Leiche an das Land gespült.

Im Fahrstuhl geköpft. Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich in Berlin auf dem Neubau der Firma R. Israel. Ein Monteur benutzte den Lastenfahrstuhl und beugte sich, während dieser in Fahrt war, aus dem Fahrstuhl heraus. Ein hervorstehender Balken rief ihm den Kopf glatt vom Rumpfe. Der Kopf fiel herunter, während der Rumpf im Fahrstuhl nach oben befördert wurde.

Der Schaden durch den Aetnaausbruch wird bisher auf 12 Millionen Lire geschätzt. Es treibt sich allerlei Gesindel umher, um die Landhäuser zu plündern. Die Polizei ist machtlos.

De Servette.*

Stoffel utem Sed was en düchtigen Bueren, dei sine neier Wärte oppem Lanne gohn harr. Un willang hei immer nette oppe passet harr, sou konn't nich ublieden, dat he out Knöppe harr. De Hed laggte wiet van 'ner Stadt af. Siet der Tiet, dat Stoffel van diän Zaldoten wiet rut wiaft. Nu was en riefen Deüthmen van iänne, de in Berlin wouhnere un nit bestatt wiafen was, stourwen un harr Stoffel sin Vermögen vermalet.

„Bat wolt du diän Affetoten dat Geld in den Sals schmeiten“, dachte er, „du föüerst der selwer biene“. Un richtig, hei belunnte siet nich lange un reisebe no Berlin. De lange Reise harr iänne ower beleest schmachterig malet. Diärumme gent hei of tereft, as hei anlam, in en Reisterang. So droh at hei siet latt harr, tam of all so'n Rahl mettem langen Schlippenrod un 'nem Sandaut unnerm Arme opp en tau un hallte siet diär iän hien.

„Segg es du, iet woll gärne wat te iäten hein.“ „Die Speisefarte, mein Herr?“ fragte dei. „Ah, batt“, siet Stoffel, „te iäten wed wat: Zoppe, Aerpel, Gemäuse un Fleisch.“

De Schlippenfahl ower verfont kenn Wort dovan, schüdelebe mettem Koppe un gent af. „Du schienst mi out 'nen richtigen Apen te sin“, denket Stoffel.

Et duere nich lange, do tam de Kellner met 'nem annern an, dei gera sou aniroden was. Dat was de Oberkellner, un dei konn engelsch, fransöüsch, holländsch un russisch füren.

„Was wünschden Sie, mein Herr?“ fragte dei iäm. „Schmacht bewwe et, wat te iäten wöl hem: Aerpappel un Gemäuse, wät nu bolle?“

Wän de Oberkellner schudde out en Kopp un saggte tau diäm enen: „Aus welcher Himmelsgegend mag denn dieser Unglücksmanisch her sein!“ Bei frogede nu es op holländsch un bat he konn, män dat verfont Stoffel nich. Dei woure nu ower bolle verhoust, un et bruchte nich lange mäht te dueren, dann harte he oppen Diisch geschlohn.

Taum Gläde sat an 'nem annern Dische en Reisenben, de ut Westfalen was un siet de Sate met anhort harr. As dei nu soh, dat se mit Stoffel nich prot wären konnen, saggte taum Kellner: „Der Herr wünsch Suppe, Kartoffeln, Fleisch und so weiter, was Sie ihm bringen, wird schon recht sein.“

Et duere nich lange, do woure en Teller met 'ner Servette, Gaffel un Meß bracht, un dann of wat te iäten.

Nu soll me glofft hen, wät Stoffel tefriän wiaft, män sin Gefichte soh nich dernoht ut.

„Segg es du“, saggte taum Kellner, un weis op de Servette, dei noch immer op sinem Teller laggte, „segg, bat sat met diäm Dingen do?“

„Was ist mit der Servette, mein Herr?“ „Bat met diäm Dingen es, du Aoe, meinst du.“ un domet schmeit hei diäm Kellner de Servette diär de Beine, „meinst du, de Stoffel utem Sed harr selwer kein Sandaut, du Windrüe?“

*) Aus „Th. Schröder, Briekeln un Beschäite“ (Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn, Preis 1,40 Mk.)

genblid im Zweifel ließ, erschien ihr alles mit einem Male in einem anderen Licht!

Und hatte denn Lothar, während er mit seiner Begleiterin durch die Winterlandschaft des großen Parkes, in welchem die von Erna und Dr. Hartwig besuchte Eisbahn gelegen war, glücklich ausgesehen?

Nein! Tiefe Schwermut, so schien es ihr, hatte seine Stirn verdüstert. Das war nicht das Gesicht eines Mannes, der sein Liebeswerben erhört sieht. Was hatte das zu bedeuten? War er etwa von diesem Fräulein Wedensfeld, das so unheilvollen Einfluß auf ihn gewonnen, gezwungen worden?

Erna kannte Lothar viel zu gut, sein klares Rechtsbewußtsein und kaltblütige Entschlossenheit zu genau, als daß sie bei ruhiger Ueberlegung zu solchen abenteuerlichen Schlüssen hätte kommen können, aber ihre Phantasie, allerlei im Gedächtnis bewahrte Romanschilderungen gaukelten ihr die seltsamsten Bilder vor. Und wenn sie sich von diesen Gespenstern zu befreien suchte, immer wieder sagte sie sich, was Tatsache war: er sieht unglücklich aus.

Und es war allerdings das Seltsame, daß dieser freudige Bund zweier Seelen, die einander innig zugetan waren, sich aufs beste verstanden, auf der Stirn des Mannes so tiefe Schatten hervorrufen konnte, Schatten, die alle Lieblosungen Mices nicht zu vertreiben wußten.

Was hatte Dr. Lothar Hallers Ruhe gestört?

War es Furcht vor dem Gerede der Menschen, das sich an die bisher noch nicht öffentlich bekannt gegebene Verlobung knüpfen konnte, von der Tausende sagen würden, dies Paar hat sich auf einem Boden kennen gelernt, dem sonst keine Herzensneigungen entspringen, vor dem Schwurgericht, in welchem der Bräutigam Obmann der Geschworenen war, die die wegen Totschlags angeklagte Schwester der Braut frei sprachen, obwohl die Bevölkerung die Verurteilung erwartete? —

(Fortsetzung folgt.)

ein de
Zedenf
eine bedeute
vorigen wa
Krieg, und
Rante, hat
die Kosten
Danach wü
zugrunde g
annähernd
Einkaufung
kosten. Gr
für die Rri
1 098 900 0
werden soll
gen haben.
kostenpelig
manöver
spielsweise
feuerten R
7 bis 8 M
kostete. Di
repräsentier
stellungspr
durch die R
nition und
auf 3 bis 4

Der fu
Stolppin in
Anwesenheit
Denkmals
befeiterns“
tentate, die
willende Z
1881 dem
Gegenstand
und Nachf
men der S
siger Niko
Großfürst
gen Sonnt
tentats. In
jatsejow, i
und im Su
zudor war
tow und d
tentaten ge
Petersburg
präsident C
einem alten
seiner Cine
lentens ene
lich von d
Am 10. A
Reichsduma
21. Juni
Duma, Mi
wenig läte
geführt, a
infel bei P
übt wurde
wurden.
gewisser A
damerioes
Villa gel
brecher die
richtete. I
Ministers
zerschnitte
Jahre alte
Der Mini

„Dru
In
Berliner
sich seit ei
ben. De
Korinna
Unbejag
lichen Fri
findlich st
Die
ben: es
nun schon
mals An
Welt pri
wels vor
ein Geist
schaft sch
heit zeig
sei sie sel
Suppe v
Herrn zu
daß dies
ziehen ge
Haufe ge
daß Wri
einige w
lange an
sonderba
zu Tag
entgegen
Sch
peratur
zehnten
Witke m
schaft tr
feierliche
sie die W
Schürze

Was kostet ein deutsch-französischer Krieg.

Jedenfalls ist die Stimmung in Paris in dieser Woche eine bedeutend ruhigere und zuversichtlichere, als sie in der vorigen war. Da glaubte man steif und fest an einen Krieg, und ein französischer Offizier, der Hauptmann Lantte, hatte schon im „Journal des Sciences Militaires“ die Kosten eines deutsch-französischen Krieges berechnet. Danach würde ein einziger Tag in dem der Berechnung zugrunde gelegten deutsch-französischen Kriege Frankreich annähernd 33 Millionen, und Deutschland je nach der Einberufung der Altersklassen, 37 bis 70 Millionen Fr. kosten. Frankreich würde demzufolge in einem Monat für die Kriegsführung 918 375 000 Franken, Deutschland 1 098 900 000, und, falls auch der Landsturm eingezogen werden sollte, ungefähr 2 307 000 000 Franken aufzubringen haben. Daß auch der „Krieg im Frieden“ recht kostspielig ist, dafür erbringen vor allem die Flottenmanöver recht anschaulichen Beweis. So bedeuten beispielsweise die auf der Flottenparade in Toulon abgefeuerten Kanonenschüsse einen Munitionsverbrauch von 7 bis 8 Millionen Franken, da jeder Schuß 1750 Franken kostete. Die im Hafen von Toulon versammelte Flotte repräsentiert mit ihrem 468 000-Tonnengehalt einen Herstellungspreis von 1 Milliarde 150 Millionen, der sich durch die Kosten für Armierung, Verproviantierung, Munition und Unterhalt von Mannschaften und Offizieren auf 3 bis 4 Milliarden erhöht.

Attentate in Rußland.

Der furchtbare Anschlag gegen den Ministerpräsidenten Stolypin in der alten russischen Stadt Kiew, der während der Anwesenheit des Ministers gelegentlich der Enthüllung des Denkmals Alexander 2., des gleichfalls ermordeten „Zarbefreiers“, stattfand, lenkt den Blick auf die zahlreichen Attentate, die im russischen Reiche verübt wurden. Der wohlwollende Alexander 2., der zu Petersburg am 13. März 1881 dem schrecklichen Bombenanschlag erlag, war wiederholt Gegenstand von Attentatsversuchen; desgleichen sein Sohn und Nachfolger Alexander 3. Die starken Schutzmaßnahmen der Sicherheitsbehörden bewahrten den regierenden Herrscher Nikolaus 2. bisher vor anarchoideischen Verbrechen. Der Großfürst Sergius wurde dagegen bald nach dem „Blutigen Sonntag“ am 17. Februar 1905 das Opfer eines Attentats. Im März 1901 wurde der Unterrichtsminister Wotjakow, im April 1902 der Minister des Innern Szipagin und im Juli 1904 dessen Nachfolger Plehwe ermordet. Kurz zuvor waren der Generalgouverneur von Finnland Bobrow und der Vizegouverneur von Archangel Opfer von Attentaten geworden. Kurz vor Weihnachten 1909 wurde der Petersburger Polizeichef Kargow getötet. — Der Ministerpräsident Stolypin, der im Jahre 1880 geboren wurde und einem alten russischen Adelsgeschlecht angehört, machte Dank seiner Energie und seines hervorragenden Organisationstalentes eine ungewöhnlich schnelle Karriere, wobei er namentlich von dem erwähnten Minister Plehwe gefördert wurde. Am 10. März 1906, dem Tage der Eröffnung der ersten Reichsduma, wurde Stolypin Minister des Innern und am 21. Juni desselben Jahres, bei der Auflösung der ersten Duma, Ministerpräsident. Peter Arkadjewitsch Stolypin hatte wenig länger denn einen Monat die Ministerpräsidentenstellung geführt, als er in seinem Landhause auf der Apothekeninsel bei Petersburg jenes furchtbare Bombenattentat überlebte, bei dem 28 Personen getötet und 22 verwundet wurden. Die Verbrechen, ein Ehepaar Morosow und ein gewisser Mitrow, waren in der Verkleidung hoher Generalmilitärbeamter zum Empfangsabend des Ministers in dessen Villa gelangt. Im Empfangssaal verlor einer der Verbrecher die mitgebrachte Bombe, welche die Katastrophe anrichtete. Von den auf dem Ballon befindlichen Kindern des Ministers wurden der 15-jährigen Tochter Natalie beide Füße zerschmettert, so daß sie amputiert werden mußte, dem drei Jahre alten Sohn Arski der rechte Hüftknochen gebrochen. Der Ministerpräsident, der sich in seinem etwas abgelegenen

Arbeitszimmer aufgehalten hatte, befreite die vor Schmerzen ohnmächtig gewordenen Kinder, deren Mütterin getötet worden war, aus den Trümmerhaufen. Gleich dem Minister blieb auch Frau Stolypin unverletzt.

Ein Besuch im heutigen Port Arthur

Schildert der amerikanische Reisende Richardson Wright, der gegenwärtig auf einer Forschungs Expedition in Mittelasien weilt. Sieben Jahre sind nun verstrichen, seitdem um den berühmten gewordenen Hafen Japaner und Russen mit den raffiniertesten technischen Hilfsmitteln der Neuzeit kämpften, aber noch heute erzählt die Umgebung von dem grauenhaften Kampfe, der damals hier gewütet. Dede, fahle, steile Hügel, tiefaufgerissene Schluchten, wo geborstene Stahlreste im Regen rosten. Nirgends ein Busch, nirgends ein Baum, überall nur diese finsternen Täler des Todes und zerklüftetes Gestein. Port Arthur war in den Händen der Russen nur Festung und Marinekaserne und wird es auch im Besitze Japans bleiben. 30 Meilen von Port Arthur entfernt, in Dalni, erbauen die Japaner die Hauptstadt ihrer neuen Kolonie. In Port Arthur aber hat man nur die Toten aufgegeben, die strategisch wichtigen Punkte neu besetzt, die

Safenverstecke besetzt: alle anderen grauenhaften Zeugnisse des hier errungenen blutigen Sieges sind geblieben und erzählen eine furchtbare Geschichte von der Zerstörungskraft moderner Kriegskunst. Überall liegen diese Reste des Schlachtfeldes umher, die Kartuschen abgefeuerter Granaten, die Reste der mächtigen Geschosse: oft findet man noch halb ins Erdreich gegrabene riesige Projektil der Belagerungsgeschütze. Sie sind nicht explodiert und der chinesische Bauer, der den Fundort der japanischen Behörde meldet, erhält eine Belohnung. In den Tälern und Hängen liegen zerbrochene rostige Bajonette, verbogene Gewehrrohre, alte Militärkessel, zerissene Offizierspaletten und geborstene Stahlklingen. Und dazwischen grünt hier ein vom Regen gebleichter Totenschädel, dort ragen die zerschmetterten Formen menschlicher Hüftknochen aus dem Erdreiche: noch heute ist dies Port Arthur der schrecklichste Anschauungsunterricht für die Verwüstungen des modernen Krieges. Erst kürzlich ist den Japanern gelungen, die Schiffe zu heben, mit denen der junge Kapitän Hiroshi einst unter einem Regen von Feuer und Geschossen in die Hafengege fuhr, um seine Fahrzeuge hier zu verladen und die russische Flotte zu blockieren. Wohin das Auge blickt, sieht es noch die Spuren des „Bombenkrieges“, die Zerstörungen des Dynamits und des Strohlocherins. Das Nordfort von Tungshiauanshan liegt noch heute genau in demselben Zustande, wie die Japaner es fanden, nachdem



Die alte Krinoline

Modell 1911

Die alte Krinoline macht die gesamte, von der launischen Modediktin tyrannisierte Welt erbeben — die Krinoline kommt. Ja, liebe Leser, es wird zur Tat, was schon seit geraumer Zeit vermutet wurde, die Krinoline, dieses entstellende Modengeheuer, tritt mit der kommenden Saison auf den Plan, und in London und Paris, die Stadt des guten Geschmacks, wo der Welt die Mode diktiert wird, spricht man von nichts anderem mehr, als der Krinoline. Seit dem Auftreten dieser schrecklichsten aller Kleidermoden, in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, sind unendlich viele Variationen auf dem Gebiete der Damenkleidmode erspäht, jedoch man wieder zu dem schon dagewesenen greifen muß. Der Humpelrod hat sich überlebt, der Holentrod konnte trotz aller Bemühungen der interessierten Firmen keinen festen Fuß fassen — bleibt also nur noch die Krinoline! Wie wir hö-

ren, soll der Keitrod aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in Verbindung mit der Reformkleidung Mode werden. In unter beilehender Zeichnung ist neben einer Krinoline von 1865 rechts eine Krinoline der Saison 1911/12 dargestellt. Die Zeichnung läßt zur Genüge erkennen, welch herrliches Produkt ein Gemisch dieser beiden extremen Richtungen in der Mode darstellt. Das ist aber für das schöne Geschlecht leider nicht maßgebend, die Hauptfrage ist, daß es Mode ist. Also harren wir der Krinoline, dieses Stöckes unserer Großmütter und des Fieles von Hohn und Spott; unserer männlichen Ahnen. Die alte und doch wieder allernueste Mode wurde zuerst in London freiert, wo sie wie in Paris rasch Beifall fand und sich leicht einbürgern konnte. Man darf gespannt sein, wie die übrigen Damen des Kontinents sich der Krinoline gegenüber verhalten werden.

„Drum prüfet, wer sich ewig bindet . . .“

In das sonst so friedlich und gemüthliche Heim des Berliner Gymnasialoberlehrers Professors Sebalbus schien seit einiger Zeit ein böser Dämon eingeschlichen zu haben. Der alte Herr sowohl wie seine bejahrte Ehehälfte Korinna litten unter einem gewissen Drude, der ihnen Unbehagen verursachte und die Harmonie ihres häuslichen Friedens, die stille Behaglichkeit ihres Daseins empfindlich störte.

Die Ursache davon konnte nicht lange verborgen bleiben: es war Ulrike, das „Mädchen für alles“, welche nun schon seit 25 Jahren im Hause waltete, ohne jemals Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Alle Welt pries die Frau Professor glücklich wegen ihres Zuversichs von Mädchen — und nun war plötzlich in dieses ein Geist der Unbotmäßigkeit gefahren, der ihrer Herrschaft schwere Sorgen machte. Entgegen ihrer Gewohnheit zeigte sie ein mürrisches und zerstreutes Wesen, als sei sie selbst ein alter Professor. Mehrmals hatte sie die Suppe versalzen, die Milch anbrennen lassen und ihrem Herrn zwei linke Stiefel in das Schlafzimmer gestellt, so daß dieser, der die Verwechslung nicht gleich beim Anziehen gemerkt hatte, in sehr „gedrückter“ Stimmung nach Hause gekommen war. Auch machte man die Bemerkung, daß Ulrike, wenn sie abends fortgeschickt wurde, um noch einige wirtschaftliche Besorgungen zu machen, über Gebühr lange ausblieb — kurz, das Mädchen benahm sich so sonderbar, daß der Professor und seine Gattin von Tag zu Tag unruhiger wurden und mit Bangen der Zukunft entgegenzusehen.

Schneller als sie vermuteten, wurde die schwüle Temperatur durch ein Gewitter geklärt. Es war am Vortage des Monats, gleich nach dem Mittagessen, als Ulrike mit ernster Miene in das Wohnzimmer ihrer Herrschaft trat. Wie bei einer Gerichtsitzung entstand eine feierliche Stille, welche Ulrike so befangen machte, daß sie die Blicke zu Boden schlug und den Zipfel ihrer weißen Schürze in die Hände nahm, um ihn zu allerlei merk-

würdigen Figuren zu kneten. Sie erhielt erst ihre Fassung wieder, als der Professor, aus seiner Zeitung aufblickend, fragte: „Nun, Ulrike, was willst Du?“

„Ach, Herr Professor und Frau Professor, nehmen Sie's nicht übel, aber ich wollte zum Ersten kündigen.“

„Was? Kündigen willst Du, Ulrike?“ fuhr die Frau Professor auf. „Gefällt es Dir denn nicht mehr bei uns? Hast Du über irgend etwas zu klagen?“

„Ach nein, Frau Professor.“

„Gefällt Dir das Essen nicht oder hast Du zu viel zu tun?“

„Ach nein, Frau Professor, das ist es alles nicht! Ich will . . . ich will . . .“

„Nun, was denn?“

„Nehmen Sie's nicht übel, aber ich will mich verheiraten.“

„Verheiraten?“ rief das professorliche Ehepaar wie aus einem Munde.

„Jawohl, es ist schon alles so weit fertig.“

„Aber, Ulrike,“ nahm jetzt der Professor das Wort, „in Deinen Jahren willst Du noch einen solchen Schritt wagen?“

„Erlauben Sie, Herr Professor, was die Jahre anbetrifft, so sagt mein Heinrich, daß das gar kein Hindernis wäre, um glücklich zu werden.“

„Ulrike, Ulrike,“ fuhr der Professor fort, „Du solltest Dir's doch überlegen! Weißt Du nicht, daß der Apostel Paulus sagt: „Wer heiratet, tut wohl, wer ledig bleibt, tut besser.“ Hast Du niemals Menanders Ausspruch gelesen: „Heirate nicht, willst leben Du beschwerdelos“ und sollte Dir auch das weiße Wort fremd sein: „Heirate oder heirate nicht, Du wirst es immer bereuen?““

„Ja, Herr Professor, das ist alles ganz schön, aber, nehmen Sie's nicht übel, Sie haben doch auch geheiratet.“

Professor Sebalbus war hierauf nicht vorbereitet, aber schnell kam ihm seine Gattin zu Hilfe.

„Ich sehe schon, Ulrike, daß Du Dir nicht raten lässest, so wollen wir Deinen Wünschen auch nicht hinderlich sein. Wir hatten zwar gehofft, Du würdest immer bei

uns bleiben, aber heutzutage ist ja auf niemand mehr Verlaß.“

Ulrike gingen diese Worte mehr zu Herzen, als des Professors Weisheitsprüche. Sie konnte ihre Rührung nicht verbergen und bereute fast ihren Schritt, als eine Neuerung des Gelehrten ihren Sinn wieder änderte.

„Sieh' Dich nur vor, da hast Du keinen Schwindler in die Hände fällt. Ich habe eben etwas darüber in der Zeitung gelesen. — Wer ist denn Dein Bräutigam eigentlich?“

„O, das ist ein hübscher Mann. Er ist Inspektor in einer Brauerei und sehr gebildet. Er hat ein großes Gehalt, ja, und gern hat er mich auch.“

„Na, Du kennst also den Dienst zum Ersten verlassen. Wir wünschen Dir viel Glück!“

Niemand war froher als Ulrike. Als sie wieder ihre Küche betrat, fielen ihr die Bemerkungen ihres Herrn über ihr Alter ein. Sie trat vor den kleinen Spiegel, der neben dem Küchenspinde hing, und betrachtete wohlgefällig ihr Bild, das gar nicht dem einer Vierzigjährigen glich; im Gegenteil, sie sah rechtlich aus, und ihr volles Gesicht, wie ihre Gestalt strotzten von Gesundheit und Frische.

In gehobener Stimmung setzte sie sich gleich hin und schrieb ihrem Bräutigam, daß sie soeben gekündigt habe u. ihrer Vereingung nichts mehr im Wege stehe. Wie ihr Heinrich wünschete, würde sie ihre Spareinlage von acht-hundert Mark von der Kasse holen und dann gemeinschaftlich mit ihm Möbel dafür kaufen usw.

Während das Mädchen in wonnigen Zukunftsträumen schwelgte, war die Stimmung der Herrschaft recht trübselig.

„Wenn man sich so an einen Menschen gewöhnt hat und soll ihn dann plötzlich überleben — das ist doch bitter,“ sagte der Professor.

„Ach, Sebalbus, Du wirst es nicht so gewahr werden, wie ich, da ich erst ein neues Mädchen anlernen muß.“

„Ja, leider. Und wenn man dann die Früchte seiner guten Erziehung ernten will, dann geht so ein Mädchen wieder fort. Indessen, wir müssen Ulrike eine Nach-

Es in die Luft gesprengt hatten. Die mächtig aufgetürmten Felsmassen, die geborstenen Wände belasten die Erinnerung mit gräßlichen Bildern. Tausende von Menschen waren hier in fruchtlosen Stürmen schon verblutet, der große Hauptangriff war abgeklungen, aber immer näher zogen die japanischen Maulwürfe ihre Laufgräben heran. Bis auf 150 Meter an den Feind; dann aber war es mit der Möglichkeit eines weiteren Vordringens zu Ende. Nur ein Weg stand den todesbereiten Angreifern noch offen, der Weg unter der Erde, die Bohrung eines Tunnels. Aber die Russen erkannten diese Absicht und begannen einen Gegen-tunnel zu graben. Auf beiden Seiten mußte man jeden Augenblick die Explosion der Minen befürchten. Die japanischen Sappeure jedoch zauderten nicht; wenn sie ans Werk gingen, besetzten sie lange Seile an ihren Knöcheln damit ihre Kameraden im Falle der Not zu ziehen. Denn alle wußten, daß der Tod ihr Los sein würde. Am 27. Oktober drachten die Russen auch ihre Kontermine zur Explosion. Aber wenn auch alle japanischen Sappeure im Dunkel des Erdinneren zu Grunde gingen; die Kameraden benutzten die mit der Explosion verknüpfte Panik sofort zu einem Sturmangriff, in der durch die Explosion entstandenen Spalte hagelten japanische Dynamitbomben nieder, erweiterten sich zu einer Brezle, Sandblase türmten sich dem russischen Maschinengewehrfeuer entgegen und wieder waren die Angreifer um 30-40 Meter vorgeückt. Dann kam die Erkenntnis, daß nur eine gewaltige Sprengung das Fort überwinden könnte, zwei neue unterirdische Tunnel wurden gegraben. 4600 Pfund Dynamit bildeten die Minen, die dann am 18. Dezember durch Elektrizität zur Entladung gebracht wurden, einen großen Teil des Forts in Trümmern begrub. Als dann nach einem gescheiterten Sturmangriff ein letzter heldenhafter Anlauf die Japaner ins Fort brachte, waren nur noch ein paar meist verwundete Verteidiger am Leben; der größte Teil der russischen Besatzung hatte unter den Belastrungen sein Grab gefunden. Heute kommt der Besucher, der hier steht, welche gewaltigen Steinmassen zertrümmert wurden; ein wirres Chaos riesiger Felsen und mächtiger Schuttmassen türmt sich neben tiefen Löchern, die die Geschosse in den Erdboden gerissen haben. Und dasselbe schreckliche Schauspiel wiederholt sich zwei Meilen weiter landwärts an dem berühmten 203 Meter-Hügel. „In den im Zickzack sich emporwindenden Laufgräben kletterten wir bergan. Tausende von Leichen haben die Japaner aus diesen Gräben und Schluchten geborgen, aber die Granaten haben die Steinmassen und das Erdreich so zerwühlt, daß ungezählte Skelette hier liegen bleiben mußten. Die Abwässerungen des Regens bringen sie nun allmählich zu Tage; überall ragen die gebleichten Knochenreste und Schädel hervor, und bei einigen erkennt man noch deutlich die Zerstörung, die einst die Geschosspitter an Schilde und an Knochen anrichteten. Es war ein düsterer, sonnenloser Tag, und als wir höher hinaufkamen, gerieten wir in die Nebelwolken, die der Wind vom Golfe von Beifang zu uns hinauftrug. Endlich ist die Spitze des Hügel erreicht, diese Wahlstatt, wo Tausende von hoffnungs-vollen Menschen eines blutigen Todes starben. Aus dem Nebel ragt uns wie drohend ein unbestimmtes Etwas entgegen; beim Näherkommen sehen wir es, es ist ein umgestürzter Protowagen, die Metallteile schon verwittert und längst ver-rottet. Ringsum die tiefe, unheimliche Ruhe eines Kirch-hofes, nirgends ein Mensch, nirgends ein Laut, der dies löstende Schweigen durchbricht. Wahrlich, so ruft der Ame-rikaner seinen Landsleuten zu, „ehe Ihr je an einen Krieg denkt, wandert hierher und werft erst einen Blick auf Fort Arthur...“

Verzweiflungstat eines Kunstmalers.

Eine blutige Familientragödie spielte sich auf dem Schloß Rüdlingen b. Hannover ab. Der Maler Huver, dem das Schloß früher gehört hatte, erschoss dort seine Frau, seinen kleinen Sohn und dann sich selbst. Schon vor mehreren Wochen hatte Huver, dem es aus Mangel an

Austragen sehr schlecht ging, zu verschiedenen Leuten im Dorfe Rüdlingen geäußert, daß er dem Elend bald ein Ende machen wolle. Die Tat wurde entdeckt, als einem Mädchen aus dem Dorfe, das bei der Familie des Malers Aufwartungsdienste versah, trotz mehrfachen Klop-svorleser, der die Wohnung mit Gewalt öffnen ließ. Als man das Zimmer des Malers betrat, lag vor dem Spiegel die 30 Jahre alte Frau Huver, nur mit einem Hemd bekleidet, als Leiche am Boden. In seinem Bett lag durch einen Schuß in die Schläfe getötet, das drei Jahre alte Söhnchen des Ehepaares, während Huver selbst sich den tödlichen Schuß in einem Nebenzimmer beigebracht hatte. Augenscheinlich hat Huver zuerst seine Frau erschossen, die vor dem Spiegel stehend ihr Haar kämmte, ging dann zu dem Bett seines kleinen Sohnes und tötete ihn durch einen Schuß in die Schläfe. Darauf erschoss er sich selbst. Nach dem Befund der Leichen ist der Tod bei allen drei Personen auf der Stelle eingetreten. Huver, der der Sohn des Professors Huver aus Posen ist, hat in der letzten Zeit sehr mit Nahrungsorgen zu kämpfen gehabt. Das Schloß Rüdlingen, das ursprünglich seiner Frau gehörte, mußte er vor einiger Zeit verkaufen. Von dem geringen Erlös lebte die Familie bis jetzt. In den letzten Tagen war der Gerichtsvollzieher täglicher Gast in der Wohnung Huvers, die sich vorläufig noch in dem Schloß befand. Fast alle Gegenstände der Wohnungseinrichtung waren gepfändet. Huver hatte häufig ver-sucht, in Hannover Aufträge zu erhalten, hatte damit aber kein Glück. Er wandte sich schließlich dem Baugewerbe zu, erzielte aber damit keine Erfolge.

Abilige Spanierinnen als Stierkämpferinnen.

Das blutige Schauspiel des Stierkampfes ist den vornehmen Spanierinnen augenscheinlich noch nicht blutig genug. Das haben sie jüngst bei einem Stiergefecht in La Granja, der königlichen Sommerresidenz, bewiesen. Es handelt sich um — eine Wohltätigkeitsvorstellung, bei der eine ganze Reihe von spanischen Edeldamen das Ehren-amt der Kampfrichter übernommen hatte. Herren vom spanischen Adel traten zunächst als Stierkämpfer auf, aber als der junge Marquis von Foronada einen Stier getötet hatte, ohne daß sein Pferd auch nur die geringste Ver-lehzung dabei erlitten hätte, waren die spanischen Spanier-innen etwas erstaunt: das sollte ein Stierkampf sein? Zwei weitere spanische Abilige traten nun in die Arena und gaben noch mehrere Beispiele von Stierkämpfen, bei denen noch weniger Blut floss, soweit das noch möglich war. Das war zuviel für die blutdürstigen Spanierinnen. Donna Maria y Tassara und die Marquise Eulalia von Muruaga zogen sich von ihrer Richtertribüne zurück und er-schienen nach kurzer Zeit im Stierkämpferkostüm in der Arena, wo sie von den übrigen Damen mit beifälligem Klatschen empfangen wurden. Ein Stier, ein lebhaftes, flinkes, kampflustiges Geschöpf, hatte nach 15 Minuten sein Leben gelassen, wobei Ströme von Blut geflossen waren: zweimal hatte der Stier das Pferd, auf dem Donna Maria saß, mit seinen Hörnern aufgespießt, aber als Donna Maria aus dem Sattel stieg, lebte es noch. Nun ging sie, das rote Tuch in der einen, den schlan-

den wütenden Stier zu und tauchte mit einer blitzschnellen Bewegung den tödlichen Stahl in sein Herz. Brausender Beifall lohnte diese Heldentat. Aber Donna Marias Lei-stung wurde verdunkelt, als die Marquise Eulalia zum Stierkampfe antrat. Mit blühenden Augen und zu-sammengedrückten Lippen trat sie ihrem Gegner entgegen. Der Stier, mit dem sie zu tun hatte, war womöglich noch wil-der und behender als der vorige, aber ihrer weiblichen Ge-wandtheit war er doch nicht gewachsen. Mehrmals riß die Marquise erst im letzten Augenblicke ihr Pferd vor den tod drohenden Hörnern des Stieres zurück, mehrmals wurde es verletzt, und der Sand rötete sich von seinem Blute. Dann sprang die Marquise im letzten Augenblicke ab, während der Stier ihr Pferd fast aufspießte, und stieß ihren Stahl dem Tier durch die Lunge ins Herz, so daß zwei Blutströme aus seinen Nüstern ihr entgegen-sprudelten. — Auch ein spanisches „Kulturbild“!

Ein Mord in der sächsischen Schweiz nach 6 Jahren aufgedeckt.

Aus Teschen wird geschrieben: Der Webergehilfe Meier aus Göttersdorf, der wegen eines in Gemein-schaft mit dem Schmiedegesellen Schande aus Sobenitz bei Nürnberg begangenen Raubmordes vom Nürnberger Landgericht zum Tode verurteilt wurde, welche Strafe aber später in zwanzigjährigen Kerker umgewandelt wurde, hat dieser Tage das Geständnis abgelegt, daß er noch einen zweiten Mord, dessen Opfer ein Tourist in der sächsisch-böhmischen Schweiz geworden sei, auf dem Gewissen habe. Er sei im Oktober 1905 auf der Wanderschaft ganz ohne Geldmittel nach Schandau gekommen. Ein Tourist habe ihn mit der Frage angesprochen, ob er sich in der sächsisch-böhmischen Schweiz auskenne. Als er diese Frage bejahte, habe ihn der Tourist gefragt, ob er ihm nicht als Führer dienen wolle. Er habe dieses Angebot angenommen und sei dann mit dem Fremden, einem jüngeren Manne, kreuz und quer durch die sächsisch-böhmische Schweiz bis nach Herrnströtschen gewandert. In der Nähe des Dampf-schiffanlegungsplatzes habe ihn der Tourist 3 Mark ge-gelassen. Bei dieser Gelegenheit habe er die volle Geld-börse des Fremden gesehen und sei von dem Gedanken ge-packt worden, er müsse irgend etwas machen, um die Börse zu bekommen. Dieser Augenblick sei auch gekommen. Der Tourist sei beim Besteigen eines Felsen abgestürzt, habe sich aber noch im letzten Moment an einen Felsen anklam-mern können. Auf die Hilferufe des Touristen sei er her-beigeeilt. Als er die gefährliche Lage des Fremden sah, habe er sich leise näher geschlichen und sei dem Touristen mit den Füßen auf die Finger getreten, mit denen sich der Verunglückte an dem Felsen anklammerte. Der Tou-rist habe schmerzhaft „Ach Gott!“ gerufen und sei dann kopfüber abgestürzt. Als er zu dem Abgestürzten kam, habe dieser mit gebrochenem Genick regungslos zwischen Geröll und Schutt gelegen. Nun habe er die Geldbörse des Toten, in der sich gegen 600 Mark befanden, an sich ge-nommen und die Leiche mit Reisig und Steinen bedeckt. Das Geld habe er in Sachsen bis auf den letzten Pfennig verjubelt. Die Gefängnisverwaltung verständigte sofort die sächsische Kriminalpolizei von dem Geständnis des Mörders.

folgerin geben; ich werde sofort eine Anzeige in die Zeit-ung richten lassen.“

Bierzehn Tage waren schnell vergangen, Ulrike gab das Rückenzepter an ihre Thronerin ab, nahm gerührt Abschied von der Herrschaft und fuhr dann in einer Droschke, auf deren Bod ihr umfangreicher Koffer thronte, wohlgenut davon. So frei und leicht hatte sie sich noch nie im Leben gefühlt, wie augenblicklich, wo sie im Begriff stand, die Rolle der Dienerin mit der der Herrin zu ver-tauschen. — „Frau Inspektor“ — wie schön das klang, genau so wie Frau Professor, und wie hübsch das sein mußte, selbst ein Mädchen zu halten. O, es war doch eine Lust zu leben!

Bei Professor Sebalbus und seiner Gattin dagegen herrschte noch immer eine gedrückte und unbefriedigte Stim-mung, denn die alten Leuten konnten sich gar nicht an ihr neues Mädchen gewöhnen. Obgleich Anna ganz tüchtig war, machte sie ihrer Herrschaft doch nichts recht, da sie deren Gewohnheiten nicht kannte, und so gab es täg-lich mehr oder weniger heftige Aergernisse in dem früher so ruhigen, traulichen Hause.

Wenn der Kaffee des Morgens nicht pünktlich um halb acht Uhr auf dem Tische stand, oder der Professor nicht gleich seinen Regenschirm finden konnte, so war das Ehepaar sehr ungehalten und tadelte das Mädchen mit derben Worten. „So etwas kam bei unserer Ulrike nie vor,“ sagte dann Frau Sebalbus, und seufzend stimmte ihr der Gatte bei.

Am häufigsten gab Anna in der Küche zur Unzu-friedenheit Anlaß. Sie putzte den Theesessel nicht blank genug, ließ die Milch überkochen, und zeigte bisweilen eine bedauerliche Langsamkeit beim Feueranmachen. Ein-mal überraschte sie die Frau Professor in dem Augenblick, als Anna, um das Feuer im Herde anzufachen, Petro-leum in die Höhlung goß.

Das gab ein fürchterliches Angewitter, und diesmal mit Recht.

„Du willst uns wohl bei lebendigem Leibe verbren-nen?“ rief Frau Sebalbus schreckensbleich und eilte sporn-streichs zu ihrem Gatten. Dieser hielt Anna eine sehr ernste Strafpredigt, setzte sich dann hin und versetzte ein großes, Plakat, welches die Aufschrift trug: „Das An-fachen des Feuers mit Petroleum ist bei Strafe sofortiger Entlassung streng verboten.“ Dieses Plakat befestigte er eigenhändig und mit großer Umständlichkeit über dem Rückenherde und eilte dann in seine Schule, wo er — das erste Mal in seinem Leben — mit fünf Minuten Ver-

spätung eintraf. Der Professor war sehr böse, und als er am Mittag nach Hause kam, da erhielt Anna, die einzig und allein Schuld daran war, sofort ihre Entlassung.

Die trüben Tage wollten kein Ende nehmen, denn das neu gemietete Mädchen, Minna mit Namen, zeigte ähnliche Schwächen, wie ihre Vorgängerin. Das Ehepaar war eben nicht mit der Zeit fortgeschritten; es lebte noch in dem Wahne, daß die Magd sich an die Herrschaft ge-wöhnen müsse, während doch heutzutage das Umgekehrte verlangt wird.

So waren vier Wochen ins Land gegangen. Oft hatte man an die alte, brave Ulrike gedacht und sie mit Sehnsucht herbeigewünscht, aber Ulrike ließ nichts von sich hören.

Da, eines Nachmittags, als man gerade Kaffee trin-ken wollte, meldete Minna einen Besuch an, und herein trat, schüchtern und verschämt, die schmerzliche Vermisste.

„Sei gegrüßt!“ rief Professor erfreut, und auch Frau Sebalbus begrüßte sie freundlich, nötigte sie an den Tisch und setzte ihr eine Tasse Kaffee vor: „Bitte, Frau In-spektor, langen Sie zu!“

Bei diesen Worten entstürzte ein Tränenstrom Uri-kes Augen; sie machte eine abwehrende Handbewegung und sagte schluchzend: „Ach, Frau Professor, damit ist es nun vorbei!“

„Was? Sie — Du —“

„Sagen Sie nur Du, Frau Professor, wie Sie frü-her gesagt haben, als ich noch bei Ihnen war. Es war doch 'ne schöne Zeit!“ seufzte Ulrike.

„Na und nun? Und Dein Heinrich?“

„Ist 'n schlechter Mensch, der mich ins Unglück ge-bracht hat.“

„Nun, nun,“ meinte Frau Sebalbus, die da dachte, daß es sich um einen ehelichen Zwist handle, „es wird schon alles wieder gut werden. Man muß Geduld lernen, wenn man verheiratet ist.“

„Ach, Frau Professor, das ist es ja eben... ich bin ja noch gar nicht verheiratet gewesen.“

Ein neuer Tränenstrom folgte. Als Frau Sebalbus unwillkürlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, fuhr Ulrike schluchzend fort: „Ich hab' ja nicht gewußt, daß er schon ein doppelter Familienvater ist.“

„Was sagst Du?“

„Ja, und Inspektor ist er auch nicht, sondern blos Gehilfe bei dem Bierfahrer, wo er die Ächtel in die Bu-dierkeller tragen muß.“

„Nicht möglich!“ rief Sebalbus.

„Ja, Sie hatten ganz recht mit Ihrer Warnung, In-spektor.“

Herr Professor. Nun sitz' ich da, und die achthundert Mark sind auch fort, aber nicht für Möbel. Er sagte, er käme nach Magdeburg, und wir könnten so lange möbliert wohnen. Und dann, eines Tages, ist seine Frau aus Stettin gekommen mit zwei Wärmehülsen — ein Junge und ein Mädchen — und hat mich so 'runter gemacht und mir Worte gesagt, wie noch kein Mensch. Dann aber habe ich ihr alles erzählt, und sie hat mit mir zu-sammen geweint über den schlechten Menschen, und ich bin zur Polizei gegangen, damit er bestraft wird für seine Niedrigkeit.“

„Das ist ja sehr traurig, liebe Ulrike,“ sagte Frau Sebalbus teilnahmsvoll.

„Ja, Frau Professor, es geschieht mir ganz recht. Was muß ich alte Person noch auf Heiratsgedanken kom-men? Ich hatte es doch hier so gut, und Sie mich so verwöhnt, und —“

„Was denkst Du nun zu tun, Ulrike?“ fragte Frau Sebalbus gespannt.

„Liebe Frau Professor — ach, ich trau' mich nicht, es zu sagen — wenn Sie mir verzeihen können und den Bierfahrer vergessen und mich wieder annehmen wollten — ich will's ja nie wieder tun!“ Schluchzend ergriß sie die Hand der ehrwürdigen Frau Sebalbus, welche, gleichfalls mit Tränen in den Augen, sagte:

„Wenn mein Mann nichts dagegen hat, dann recht gern, liebe Ulrike!“

„Amen,“ antwortete der Professor, „meinetwegen, liebe Korinna!“

Ulrike war überglücklich, küßte tränenden Auges beiden die Hand und bat nur darum, gleich hier bleiben zu dür-fen. Auch diese Bitte wurde gewährt, Ulrike wieder in ihr Reich eingesetzt, und Minna entlassen, nachdem sie reiche Entschädigung erhalten hatte.

Alle Teile waren zufrieden, Ruhe und Befriedigtheit ins Haus zurückgekehrt, und nur einmal noch entstand eine gelinde Aufregung, als Ulrike eine Vorladung vor Ge-richt erhielt, um in der Strafsache gegen ihren Heinrich Zeugnis abzulegen. Der Bierfahrer hatte sich als ein mehrfach bestraffter Schwindler entpuppt, der schon ver-schiedentlich Mädchen unter dem Versprechen, sie zu he-iraten, um ihre Ersparnisse betrogen hatte. Er wurde dafür nach Gebühr bestraft.

Das war die letzte schmerzliche Erinnerung Ulrikes an die kurze Episode ihres Daseins als „Frau In-spektor“.

Am Ende des Bandes ab und nicht durch. Ist das Ganze zu einer breiten Masse geworden, so fällt man, wenn nötig, eine etwas größere und kleinere Masse ab. Vor dem Ende des Bandes ab und nicht durch. Ist das Ganze zu einer breiten Masse geworden, so fällt man, wenn nötig, eine etwas größere und kleinere Masse ab.

n Schritten auf
ner blühschnellen
erz. Brautender
na Marias Lei-
e Eulalia zum
en und zusam-
entgegen. Der
öglich noch wil-
weiblichen Ge-
Mehrums rih
ihr Pferd vor
rüd, mehrmals
sch von seinem
Augenblide
aufspiekte, und
unge ins Serz
n ihr entgegen-
turbild!"

Schweiz
deckt.

Webergehilfe
es in Gemein-
aus Sobotitz
om Nürnberger
welche Strafe
wandelt wurde,
h er noch einen
n der sächsisch-
Gewissen habe.
ast ganz ohne
Tourist habe
in der sächsisch-
Frage bejahte,
cht als Führer
genommen und
Manne, freuz
weiz bis nach
des Dampf-
3 Mark ge-
e volle Geld-
Gedanken ge-
um die Börse
kommen. Der
gefühlt, habe
Fremden sah,
dem Touristen
mit denen sich
te. Der Tour-
und sei dann
erstürzten kam,
glos zwischen
Geldbörse des
an sich ge-
teinen bedekt.
ekten Pfennig
indigte sofort
ständnis des

achthundert
Er sagte, er
ange möbliert
ne Frau aus
ein Junge
unter gemacht
ensch. Dann
mit mir zu-
t, und ich bin
rd für seine

sagte Frau

ganz recht.
edanten kom-
Sie mich so

fragte Frau

mich nicht,
men und den
men wollten
gend ergriff
dus, welche,

, dann recht

meinetwegen,

Auges beiden
iben zu dür-
wieder in
nachdem sie

Befähigkeit
ng vor Ge-
enrich
ich als ein
schon ver-
sie zu hei-
Er wurde

g Writens
Grau In-

Familienfreud

Unterhaltungs-Blatt

Stunden der Ruhe am häuslichen



Das Collier der Cäzaren.

Eine Gaunergeschichte von Lothar Brenkendorf.

(Nachdruck verboten.)

zweite Stockwerk des vornehm wirkenden Hauses hinauf und drückte nach einem letzten kurzen Zaudern auf den Klingelknopf neben dem mit dem Penionschild be- zeichneten Thür. Ein schmales Dienstmädchen tat ihm auf und führte ihn, als er seinen Wunsch nach einem Zimmer für die Nacht kundgegeben, in einen nach Hans Brendide's Begehrten wahrhaftig herrlich ausgestatteten Salon, dessen Pracht seinen Mut schon wieder um ein Erhebliches sinken machte. Aber die Verhandlungen mit der Penionshabeerin, einer sehr eleganten und lebenswürdigen älteren Dame, verliefen viel einfacher und glatter, als er es zu hoffen gewagt hatte. Und kaum fünf Minuten später fand er sich in einem kleinen, aber äußerst bequamen Gemach, das man ihm ein- geräumt hatte, ohne ihn zuvor irgend welchen pein- lichen Versuch zu unterwerfen. Etwas später trallerte, als er sich eben von dem Fuß und Saub der Rufe gereinigt hatte, gab es doch noch einen Zittererz- blitz. Ein bedenkliches Klopfen an die Zimmertür ließ ihn zusammenfahren, und auf sein gerichtetes „Hörst du?“ erschien das schmales Dienstmädchen mit einem Bude, in das er, wie sie sagte, seinen Namen und den Namen seines künftigen Wohnortes freundlich eintragen wolle. Da sie offenbar gewillt war, das Buch gleich wieder mitzunehmen, hatte Hans Brendide nicht viel Zeit zur Überlegung. Aber er führte das Brennen seiner Wangen und das ungelähmte Pochen seines Herzens, als er an den Tisch trat und mit einem kläglich stümper- haften Versuch, seine Handschrift zu vertuschen, eintrug: „Paul Müller, Kaufmann aus Hamburg.“ Das nich- tliche Stubenmädchen mußte indessen glücklicherweise nichts von seiner Verwirrung bemerkt haben; denn es klappte das Buch zu und sagte mit unverminderter Freundlich- keit: „Ich möchte den Herrn auch gleich zu Tisch bitten. Das Speisezimmer ist rechter Hand am Ende des Ganges, und das Abendessen wird sofort serviert werden.“

Sie war wieder hinaus, bevor Hans Brendide Zeit gefunden hatte, sich über eine Antwort schlüssig zu machen. Und um nichts in der Welt würde er gewagt haben, sie durch ein Klingelzeichen zurückzurufen. Er war ohne Mittageffen von Neustadt fortgefahren und merkte erst jetzt, wie gewaltig ihn hungrige Aber er hätte trotzdem viel lieber auf die Abendmahlzeit verzichtet, als daß er sich mit so und so vielen Menschen zu Tisch setzte, für die er vielleicht einen Gegenstand neugieriger Aufmerksamkeit bildete. Die Frage war nur, ob es nicht noch viel gefährlicher sein würde, die Aufforderung unbeachtet zu lassen. Er kannte die Ge-

Is Hans Brendide das Bahnhofsgebäude verlassen hatte, stand er erst ein paar Minuten lang ratlos in dem unablässig flutenden Menschenstrom der Großstadt- straße, ungewiß, nach welcher Richtung er sich wenden sollte. Denn er war niemals in Berlin gewesen und hatte nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von dem, was er zunächst tun müsse, obwohl er während der ganzen dreißigjährigen Eisenbahnfahrt an nichts anderes gedacht hatte. Endlich, als er zu seinem Schreien wahr- zunehmen glaubte, daß ihn der an der Ecke postierte Schutzmantel mit argwöhnischen Blicken zu mustern be- gann, schwenkte er auf Geratewohl nach rechts ab und ließ sich in der Menschenwelle forttragen, die endlose, schnur gerade Friedrichstraße hinab. Das geräuschvolle Gewirbe um ihn her und die überfüllte grollende Masse, die von rechts und links auf ihn eindrang, hatten für den Kleinfürstler etwas sehr Beruhigendes. Aber er empfand diese Betäubung wie eine Wohlthat nach der hurchbaren Nervenanspannung der letzten Stunden. Und je deutlicher er fühlte, daß von all den Hunderten, die da an ihm vorüberhasteten, nicht ein Einziger ihm auch nur die flüchtigste Beachtung schenkte, desto be- glückender und befriedigender verfuhrte er die allmähliche Wiederkehr seiner wagemutigen Entschlossenheit, die ihm während der schrecklichen Fahrt unter den Vorwürfen seines Gewissens so ganz verloren gegangen war. Es mußte doch wohl richtig sein, was er immer gehört und gelesen hatte: Hier in der Millionenstadt verschwand der Einzelne sofort spurlos wie der Tropfen im Meere, und wenn daran gelegen war, unbemerkt zu bleiben, vermittelnden Getriebes leichterem Spiel als inmitten dieses Menschen. Trotz dieser mit jeder Minute wachsenden Sicherheit aber hatte sich Hans Brendide noch immer nicht entschließen können, in eines der Hotels einzutreten, an denen er auf seinem ziellosen Wege vorübergekommen war. Er fürchtete die prüfenden Blicke der Portiers, die er hier und da durch die Glasgehänge der Ein- gangsthüren erpäht hatte, und die ihm in ihrer straffen Haltung, mit ihren feierlich ernsten Mienen und ihren galantierten Mienen durchweg wie Polkisten vorliefen. Da fiel sein Blick auf ein vorgerichtetes Fremden- schiff: „Penion Obheim. Elegante eingerichtete Fremden- zimmer für Tage, Wochen und Monate.“ Und es war, als ob eine innere Stimme ihm auserufen hätte: „Hier bist du ungeführt!“ Mit seinem Handtäschchen, das ihn wahrlich sehr wenig belästete, stieg er bis in das

forene vom Rand ab und mischt durch. Ist das Ganze zu einer freierlichen Waffe geworden, so fällt man, wenn nötig, noch etwas Eis und Salz auf und läßt nun das Gefasene noch eine Stunde in der selbstgeschlossenen Miste.

* Einige Ehegatten. In Gesellschaft beginnt man nicht eher zu essen, als bis alle am Tisch versorgt sind. Köstlich, wenn man weiß, daß man möglichst ohne Geräusch, Wäusch man von einem Geruch eine zweite Porzion, so lege man Wasser und Gabel getrennt auf den Teller, will man nicht weiteressen, so legt man Wasser und Gabel nebenein- ander. Das Wasser ist niemals zum Mund zu führen, auch ist es nicht zum Abschneiden von Fleisch, Küssen oder Kar- toffeln zu benutzen. Fleisch ist man mit der Gabel in der rechten und einer Brotkrümme in der linken Hand oder mit dem Fleischbein oder auch mit zwei Gabeln. Es gilt nicht für fein, das ganze Fleisch auf dem Teller gleich in kleine Stücken zu zerlegen, man schneidet nur jeden einzelnen Stücken ab. Spargel und Artischockenblätter zerhackt man nicht, sondern führt sie mit der Hand zum Mund. Ehe man trinkt, wische man stets den Mund ab. Beim Verun- reinigen der Speisen schreie man nicht darin herum, sondern nehme das oberste. Das Butternesser ist nur zum Ab- schneiden der Butter, nicht zum Streichen des Brotes be- stimmt.

* Will man Kuchen backen, so lege man dafür, daß alle Zutaten vorbereitet sind, damit man sich nicht im Mischen unterbrechen muß, um dies zu besorgen. Das Mehl muß gewaschen und gesiebt, die Mandeln abgezogen und teils geschabt, teils in Eisse geschüttelt, Rosinen und Korinthen bereiten und gewaschen und die Form mit Butter gefettet und mit Semmelkrost bestreut sein.



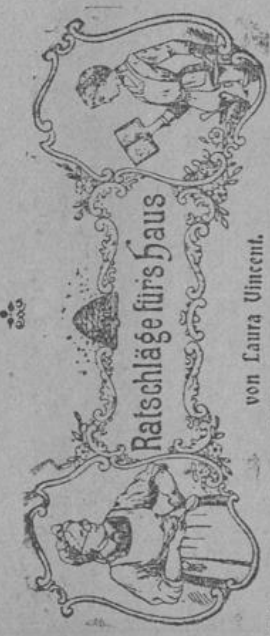
Kunst und Wissen.

Die Geige Joachims. Durch ein besonderes Regat ist die prächtige Stadtbibliothek, mit der Joseph Joachim so oft seine Audienz entzählte, in den Besitz seines Vessens, des Professors David Joachim in Dörfel, übergegangen. Die Geige war ein Ehrenbesitz, das dem Meister am 15. April 1889 im Londoner St. James-Saal zu seinem fünfzigjäh- rigen Künstlerjubiläum überreicht wurde. Eine große An- zahl englischer Bewunderer Joachims war damals aufzuke- getreten, um dem Meister der Geige dies Instrument zu schenken, das für 24.480 Mark angekauft wurde. Der kunst- voll gearbeitete Violinfasson trägt eine kleine Metallplatte mit der Aufschrift: „An Joseph Joachim. Um die Erinne- rung an die 50. Wiederkehr des Tages wachzuhalten, an dem er zum ersten Male in der Öffentlichkeit spielte und als ein Zeugnis der hohen Bewunderung und der großen Verehrung seiner englischen Freunde. 15. April 1889.“ Diese Stadtbibliothek war früher im Besitz Joachims gewesen.

Humor.

Gen darum. Eifer Student: „Du, Verrger, warum schließt du denn deinen Koffer zu, 's ist doch gar nichts drin?“ Zweiter Student: „Eben darum, denn wenn meine Wirtin das möchte, würde sie mich lieber heute als morgen auf die Straße setzen!“

ist, ver sammeln sich die Anverwandten bei der Witwe, die dann mit prächtigen Gewändern und Juwelen geschmückt wird. Auf einer Sänfte, ähnlich der, die sie am Hochzeitstage benutzte, bringt man sie an die Opferstelle, und hier werden ihr nun die Juwelen, Blumen und Seidenkleider vom Gebe gerissen. Ihr Haar wird abgeschnitten; der Kopf rasirt und das Ehegelen, das sie am Hals trägt, zerissen: erst dann ist sie wirklich Witwe. Von dieser Stunde an aber ist ihr Leben nur noch das der untersten Magd im Hause. Die Mutter muß selbst das Lächeln ihrer Kinder entbehren, denn ihre Schöne betrachten sie als die Schuldige am Tode ihres Vaters. Den Gläubigen ist sie ein Abscheu und alles wendet verachtungsvoll den Blick von der Unglücklichen. Viele Frauen haben dies jüdische Martyrium nicht ertragen können und freiwillig den Tod vorgezogen: sie begingen Selbstmord. 1907 zählte man in Judien nicht weniger als 21 Millionen Witwen, darunter 700.000 junge Geschöpfe, die noch nicht großjährig waren und so in der Witte ihrer Jugend lebendig als tot erfährt und einem bitteren Dasein voll Demütigungen und Beschädigungen preisgegeben sind.



Ratschläge fürs Haus

von Laura Vincent.

Warum viele Männer unverheiratet bleiben.

1. Weil sie Gardinenputzen fürchten.
2. Weil sie glauben, die Frau könne über nichts anderes reden, als Kleider, Dienstboten und Kinder.
3. Weil sie überzeugt sind, daß ihre Mutter besser kocht als eine junge Frau.
4. Weil sie Angst vor der großen Wäsche und dem Groß- reinemachen haben.
5. Weil sie fürchten, nachts mit dem Baby im Zimmer herumzulaufen zu müssen.
6. Weil sie glauben, die Kosten für die Toiletten einer Frau seien unerträglich.

Wer sich einen Hausgarten anseht, soll nicht denken, er habe seine Schuligkeit getan, wenn er im März oder April seinen Samen gesät hat, und er könne nun im Sommer Blumen und im Herbst Früchte ernten. Ein Garten braucht beständige Aufmerksamkeit und Pflege, und vor ihm die nicht widmen kann, soll sich lieber keinen ansehn.

* Die Kochkiste als Eismaschine. „Was gut gebe die Kist' is, is nach gut gebe die Kist' is,“ sagte jener Mann und zog seine warme Suppe auch im Sommer an. Ingefahr auf demselben Prinzip, nur umgekehrt angewandt, beruht die Mög- lichkeit, in der Kochkiste Gefrorenes herzustellen. Man braucht zu dem Zweck einen kleineren Topf (oder eine Pföding- form), der in einen Kochkisttopf so hineingeht, daß man auf den Boden des letzteren etwa 6 Zentimeter hoch Kälte- mischung (3 Teile Kleingefrorenes Eis und 1 Teil Weinsalz) schichten kann. Setzt stellt man den geschlossenen Topf über die Form mit Creme oder Fruchtlast darauf und füllt den Zwischenraum rings um das kleinere Gefäß noch mit Eis und Salz. Nun legt man einen Absehbettel darauf und isoliert die Kiste. Im Anfang sieht man von Bierschunde zu Bierschunde noch, steht mit einem Spatel das Ge-

phlogentheiten in derartigen Besonnen zu wenig, um be-
urteilen zu können, ob ein Brenner, der ohne nennens-
wertes Geräusch angelommen war, sich durch ängstliche Ab-
schießung nicht etwa von vornherein verächtlich machte.
Und in dieser Ungewissheit lag es nach kurzem Kampfe
dem doch vor, der Gefahr nicht ins Auge zu blicken.
In seinem Gemütsanhang, den er vor der Abreise
noch in aller Stille angelegt hatte, und mit seinem
hübschen jungen Gesicht, dessen von der Erregung er-
zeugte tiefe Blässe doch am Ende nichts so bedrohlich
äußerliches war, konnte er sich recht wohl selbst in der
beiden Gesellschaft sehen lassen. Und zur allerbesten
Gesellschaft müßten in der Tat die zehn oder zwölf
Jünglingen gehören, denen er sich gleich darauf ge-
kommenen Gemüts gegenüber fand. Er hatte ge-
hofft, sich unbeschadet am Ende des schon gedachten
Stückes niederlassen zu können; aber in der Person
Dahem beobachtete man offenbar die Ungewissheiten
der großen Welt, und ganz Brennde mußte es über
wärtigen Dasein des Hauses als Herr Müller aus-
sagen, aber aus demselben, indem er eben so nach seiner
steinständigen Gewohnheit ein: „Sehr angenehm!“
murmelte; aber von den Jünglingen, die ihm genannt
wurden, hielt kein gängiger Geist nicht einen einzigen
fest. Dieser hätte er jenes fatale Brennen auf sich
und Abgang von dem er auch ohne Spiegel wußte,
daß es ein Angedenken tiefen Erdens war, und in der
möglichsten Zeit, die sich seiner bemächtigt hatte,
würde er sich nach Beendigung der Besuche um-
sehbar neben seinen Stuhl auf den Boden gekie-
hen, wenn ihn nicht der Nachbar zur Rechten mit
rauhem Zugriff vor diesen Schicksal bewahrt hätte.
Es war nur natürlich, daß ganz Brennde ihm beifol-
bante; aber er hatte ganz gewiß nicht beabsichtigt,
damit den Zustand zu einem Gespräch zu machen, wie
der hübsche Herr es zu seinem Schrecken auf-
fassen schien. Selbst unter gewöhnlichen Umständen
würde es ihn ja verwirrt haben, sich mit jemandem
unterhalten zu sollen, dem man die Korneinheit,
Stumpheit und Abgemessenheit so auf den ersten Blick
entgegen konnte, wie diesem mit höherer Eleganz ge-
schickten, schon stehenden jungen Herrn, um dessen
engstlich gekleideten schmerzhaften Schicksal ein
gleichzeitiges und überausiges Rätsel spielte, und
den ganz Brennde zum mindesten auf einen Augen-
blick, was aber die Notwendigkeit, ihn wieder zu
sehen, für den unbefohlenen Umgang auszusprechen
vollends zur grausamen Folter machte, war der Um-
stand, daß der lebenswichtige Tischständer die Kom-
position mit einer Bemerkung über das schöne Stan-
dard einleitete, das er auf das Gemüts zu seinen
sah. Ganz Brennde aber hatte die Handlung an
der Erde niemals mit solchen Augen gesehen, und er
wußte von ihr nichts weiter als ein paar Strohen-
namen, die ihm aus Stiefelreifen zufällig im Ge-
büschnis geblieben waren. Als der vermeintliche Baron
ihn fragte, wo er in Sonburg wohne, erwiderte er
mit stöhnendem Atem: „In der stiefelreichen Fußstap-
tele.“ Und die Tränen flogen ihm in die Augen,
als der unbekannte Stand, der sich über Ströbe
mit diesem schonen Namen voraus nicht erinnern
konnte, zu erfahren wünschte, in welcher Stadtgegend
sie gelegen sei. Daß er von den vorzüglichsten Spielen, die
das Stiefelreichs herbeiführte, kaum einen Begriff
über die Lippen brachte, war unter solchen Umständen
bereits genug, und ein paar Mal riefte er sich in
seiner wachsenden Verwirrung zu einem Blicke auf,
dem Gespräch eine andere, weniger verständliche
Umgang zu geben. Aber der Baron schien nun ein-
mal darauf erpicht, von Sonburg zu reden, und zu-
nächst über alle möglichen Dinge zu verhandeln, von
denen doch kein Mensch auf der Welt weniger wissen

konnte als der Gefragte. Ganz Brennde antwortete
mit „Ja“ und „Nein“ und „Ich weiß nicht“, so gut
aber so schlecht als es eben in seiner Bemerkung
festlag. Und als er sah, daß am Ende des
Stückes die Stiefelreihe aufstand, erwiderte er sich mit
todesmüthiger Entschlossenheit von seinem Stuhl.
„Ich bitte um Verzeihung“, sagte er, „aber ich
esse niemals Stiefel“, und gewann mit drei langen
Schritten die Tür.
Es war fast ein Wunder, daß er sein Zimmer
wiederstand, und nachdem er hinter sich den Stuhl
vorgeklippt hatte, fiel er völlig erschöpft in einen
Stuhl. Eine lange Zeit verging, ehe er sich von dem
ausgesprochenen Duden so weit erholt hatte, daß er in
seiner Stellung seine Lage zu überdenken vermochte.
Und das Ergebnis seines Nachdenkens mußte nicht al-
zu tröstlich sein, da ihm gleich noch immer das Aus-
druck ungewisser Verwirrung und Unklarheit
festlag. Mit schwerem, mühen Bewegungen ging
er endlich zu dem Schrank, in dem er noch seine
kleine Stiefelreihe verwahrt hatte, und stellte sie auf
den Tisch. Erst waren es nur ein paar armelige
Stiefel, die er ihr entnahm, dann aber brachte er
jeden ein Stückchen zum Vorschein, das ganz an-
tunlich, verbotenen gewesen war und das die Form
eines ziemlich hübschen Stiefels hatte. Der Umstand
war an einer Stelle angekommen, und aus dieser
Definition lag ganz Brennde ein Stuhl von Pa-
piert heraus, die man ihrem Schicksal nach nur für
fünftelgültig annehmen konnte. Er löste
den Stiefel, das sie als einnehmend, und fing an, sie
zu zählen. Als er mit fünfzig angekommen war, stülpte
er sie aus, ließ er auf ein dazwischen geschobenes,
getrocknetes Blatt, von dessen Größe er bis dahin
nichts gewußt zu haben schien; denn er brachte es
hastig in den Schrank, der elektrischen Lampe und be-
gaug in der Stille die Spannung zu sehen. Der Stiefel-
baum um einen solchen handelte sich offenbar — war
nur wenige Zentimeter lang; aber der junge Mann be-
hielt trotzdem einer merkwürdigen langen Zeit, bis er
seinen Stuhl begriffen hatte. Abgesehen davon, daß er
minnenlang unbewußt auf die sehr schönen und
gleichmäßig geschliffenen Stiefel, die man plötzlich mit
einem schuldigen Gesicht aus dem Stuhl gerückt zu
sehen, die Stiefel auf den Tisch zu legen und das
Gesicht zwischen ihnen zu verbergen.
Ein Klopfen schreckte ihn auf. Mit ihm stand
über er empor und schaute. Das Klopfen wiederholte
sich, und jetzt konnte er nicht mehr zweifeln, daß
wirklich jemand Einlass in sein Zimmer begehrte. In
wilder Stille riefte er die ständigen Klänge annehmen
und klopfte sie in die Stiefelreihe, die er mit ängstlichen
Fingern verließ. Dann ging er hin, um den Stiefel
gerund zu schließen und die Tür eine Handbreit zu
öffnen. Er hatte erwartet, das Stiefelreich vor sich
zu sehen; aber der da vor ihm stand, war kein
Knecht, als der lebenswichtige Tischständer von vor-
hin. Nur daß in diesem Augenblicke alle Lebens-
würdigkeit von seinem Gesicht verschwunden war und
daß seine Stiefel etwas unheimlich Strenge, so
drohendes hatten.
„Lassen Sie mich eintreten“, sagte er halblaut,
aber im Ton eines kategorischen Befehls. „Ich habe
mit Ihnen zu reden.“
Ganz Brennde verfuhr nicht über die Geistes-
gegenwart des erfahrenen Verweirers, und es fiel
ihm nicht ein, den Ersuchten oder Beleidigten zu
spielen. Seine Stiefel ätzteten, und es war ihm, als
würde sein Herz in eine eiserne Kammer gepreßt,
über er gedachte ohne ein Wort des Widerstands,
und er würde nicht einmal daran gedacht haben, die
Tür zu schließen, wenn es nicht der späte Besucher
statt seiner getan hätte.
(Fortsetzung folgt.)

Der hübsche Jüngling.

„Sieh mal, Schatz“, sagte Herr Schatz zu seiner
Gattin und zeigte ihr eine Bettstättenszene, die gut eine
Stunde dauerte. Sie wollte gegen Schatz einen Markt be-
rater, wie man einen Markt ohne Markt betreiben könne,
der besser als eine mit Markt. Schatz mal
gleich gut.“
„Ja“, aber die Markt —“
„Ja“, die hat mir doch wieder gemacht. Man muß nicht
nur verkaufen, an der richtigen Stelle zu sprechen, sondern
auch an der richtigen Stelle etwas auszusprechen.“
Und ganz oben schaute und schaute die gestorbene Markt
in der Stille ein. Ein folgender Tag ist es, ist sie die
Inseln, die in den Händen. „Nehmen Sie Schatz!“

Denkspruch.

Wenn jeder dem andern helfen wollte, wäre allen gehalten.
Marie von Ebner-Eschenbach.

Schatten.

Alle sie ihn liebte! Alle sie ihn liebte! Alle sie ihn liebte!
Sie waren doch, daß sie ihn heute wiedersehen würde
seiner Stimme gelassen Klang hören, seine Augen
würde in der Tränen, neben ihm stehen, gehen, ihren
den guten Rhythmus des Gedächtnisses — seine
Stimme, die sie ihn liebte! Alle sie ihn liebte!
Sie waren doch, daß sie ihn heute wiedersehen würde
seiner Stimme gelassen Klang hören, seine Augen
würde in der Tränen, neben ihm stehen, gehen, ihren
den guten Rhythmus des Gedächtnisses — seine
Stimme, die sie ihn liebte! Alle sie ihn liebte!

Die Hände ineinander verflochten, flacht Schatz
auf die rote Dede ihres Stuhls; ein breiter
Schatten liegt darauf. Vater, Mutter und Brennd! Mit
hübschen Augen sieht sie das Bild an — Brennd
war er ihr geliebter, treuer, liebevoller, sorgender
Freund; er ließ sie teilnehmen an allem, was er
in seinem Bewußtsein erlebte, — er zeigte ihr die Schön-
heit in und um uns — ach, sie sah ja nur mit seinen
Augen — hörte, wie er es tat, — sprach und dachte in
seinem Geist. Und doch verlangte sie mehr — mehr —
hübschen — warum kann er nicht nicht leben? Doch
kann sie die Welt, und er merkte es nicht einmal;
an der Stille wollte sie verstehen, warum sein
müde, — und er sah ihr in trübseligen Augen
gegenüber und schaute sie wohl und bedachtig an.
Mit ätzenden Händen wusch sie sich fertig zum
Ausgehen. Sie gab wenig auf die Welt, — so
ganz belanglos war es ihr in der Welt zu sein, was
sie im Inneren sagte an Schatz und Schatz und
Schatz. Und doch war sie schlau und groß — und
die Welt hatte einen eigenen, süß-trübseligen Glan-
z.

Sie sah am Abend kam sie zurück. Er schloß für
sie auf und trat einen Augenblick hinein in die be-
hagliche, kleine Stube, die durch den herabfallenden
Mondschein hell beleuchtet wurde in ihrer althergebrachten
und doch so trübseligen Gemütsstimmung — mit den hübschen
den Blumen am Fenster vor den schneebedeckten Wäldern
garden — den alten, geschliffenen Lehnstühlen und dem
runden Tisch in der Mitte. — „Nun schlafen Sie wohl,
kleine Schatz“, — träumen Sie von Schatz, alten
Freunden und der alten Gesellschaft, die er Ihnen heute
erschaut hat.“ — Er brühte ihre Hände sehr und sehr
sich und geht hinaus; in der Stille, neben ihm, steht er
noch einmal bei Kopf, mit ihm freundlich, wie er
verloren in dem schon dunklen Treppenhause.



Der „neue Tod“ der tiefsten Liebe. Dort der
energievollsten Maßnahmen der energiegelassenen in Jahren
ist die Lebensveränderung überstanden, aber ein „neuer
Tod“ ist an die Stelle des Schicksals getreten, ein
hübscher Tod, so hart, wie ihn nur die stille Andacht
des tiefen Schmerzes kennt. Ein in
Jahren weicher Willen hat eine erschütternde Schilbe
von der Gemütskränkung und Demütigung, die die in-
bilde Jahre heute an die Stelle des Schicksals erheben
muß. Der Gedanke der Jahre bedrückt die überlebende
gestalt, den Tod des Jahres verachtet zu haben, und sie
wird dann „stille begreifbar“. Wenn der Mann befragt